Illustrierte Länder- und Völkerkunde



II.

Im Lande der aufgehenden Sonne
Japan und die Japaner

Von Dr. Leo Smolle

Mit 37 Illustrationen

Verlagsbuchhandlung „Styria"
Graz und Wien



Aus der

Bücherei

Programm.

Länder- und Völkerkunde sind heute, da die Verkehrs- und Verständigungsmittel und der Handel die Völker einander nähergebracht haben, da jedes Volk von der Kultur des andern, ja sogar von den Nöten und Leiden nicht nur geistig und sittlich, sondern auch materiell mitberührt wird, da die soziale und wirtschaftliche Frage immer mehr internationale Frage wird, unentbehrlicher als je. Der Kaufmann und der kaufmännische Angestellte, selbst der Handwerker und Landmann, der Volkswirtschafter, der Lehrer, Jurist und der Beamte, sie können heute eine mehr oder weniger genaue Kenntnis des näheren und entfernteren Nachbars nicht entbehren. Und das Verständnis für die moderne Welt und ihre Fragen und Nöten, ja selbst die gewöhnliche Zeitungslektüre setzen in etwa eine Kenntnis der uns heute geistig so nahestehenden Länder der Erde voraus. Zusammenfassende, über das Wesen der Länder orientierende Werke können also selbst in einer bescheidenen Hausbibliothek nicht mehr entbehrt werden.

Diesem Bedürfnis will eine einheitliche Bibliothek entgegenkommen, welche wir hiemit zur Anzeige bringen und deren Erscheinen begonnen hat, nämlich eine

Illustrierte Länder- und Völkerkunde.

Wie es die oben gegebene Begründung von selbst mit sich bringt, soll diese neue Bibliothek nicht an einer äußerlichen Schilderung von Ländern und Völkern haften bleiben, sondern es soll vor allem dem Werdegang und den Daseinsbedingungen der einzelnen Volksgruppen, ihren geistigen Besonderheiten nachgegangen werden; es soll das Bestehende als Ausfluß ihres Wesens und Werdens in Verbindung mit den gegebenen natürlichen Bedingungen und Verhältnissen gezeigt werden. Also nicht bloß Länder- und Völkerkunde, sondern Kultur- und Menschheitsgeschichte will unsere Bibliothek bieten.

Es versteht sich von selbst, daß es dazu neben dem geschriebenen Wort auch des Anschauungsmaterials bedarf. Demgemäß wird unsere Bibliothek ausreichend mit Illustrationen versehen werden, welche den Kultur- und den äußeren Zustand des geschilderten Volkes und Landes anschaulich darzutun geeignet sind.

Unsere „Illustrierte Länder- und Völkerkunde" soll in ungezwungenen Bändchen von 8 bis 10 Bogen Oktavformat, illustriert und zu möglichst billigem Preise erscheinen. Dadurch soll die Anschaffung für jede Haus- und Schulbibliothek ermöglicht und dann die Sammlung zugleich auch der reiferen Jugend zugänglich gemacht werden.

Dies unser Programm bringt ferner mit sich, daß die Bändchen möglichst volkstümlich gehalten werden sollen, unbeschadet aller Gründlichkeit und Vollständigkeit. Denn sie sollen ja der Allgemeinheit die ihr weniger zugänglichen umfangreichen und kostspieligen vorhandenen Werke aus diesem Gebiete ersetzen. Von solchen umfangreichen, eingehenden wissenschaftlichen Werken und Reisebeschreibungen, sog. Monographien, ist also unsere Bibliothek wesentlich unterschieden.

So hoffen wir, daß diese Bibliothek, welche zweifellos eine Lücke ausfüllt, in den weitesten Kreisen auf freundliche Aufnahme und Interesse wird rechnen dürfen.

Unsere „Illustrierte Länder- und Völkerkunde" wird sämtliche fünf Erdteile in ihren Bereich ziehen.

Bereits erschienen sind:

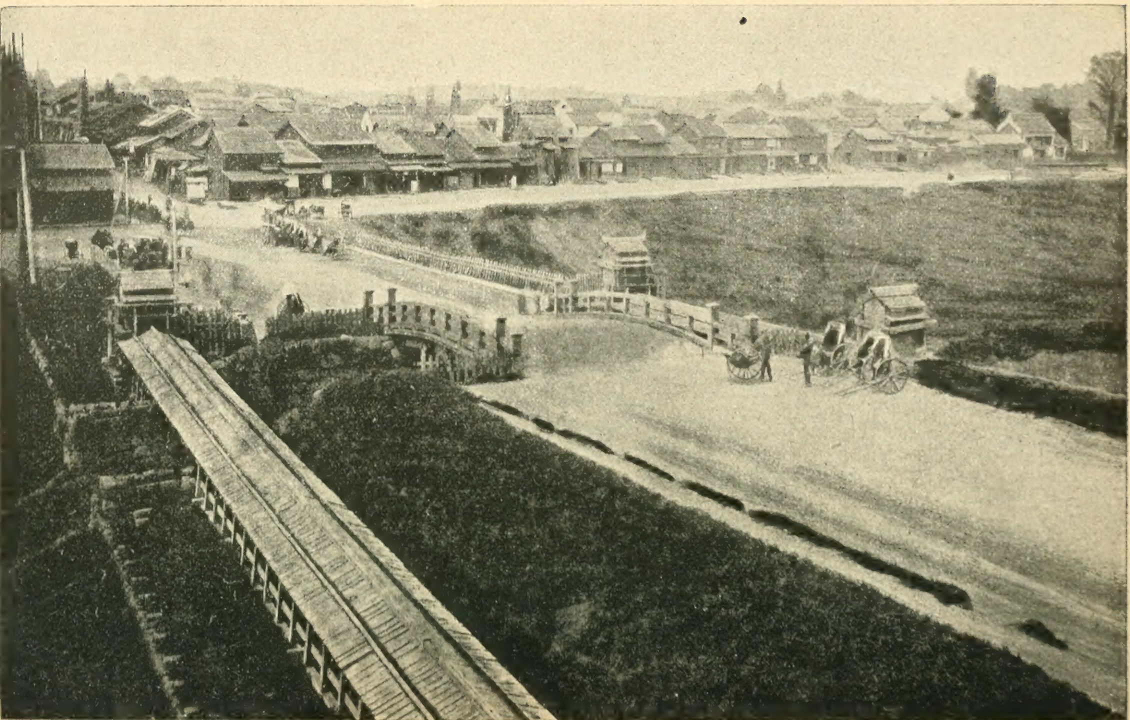
1. Die neuen Reichslande Österreich-Ungarns Bosnien und die Herzegowina. Von Dr. Leo Smolle. Mit 40 Illustrationen. K 1·40 = M 1·20, gebunden K 2·10 = M 1·80.

2. Im Lande der aufgehenden Sonne, Japan und die Japaner. Von Dr. Leo Smolle. Mit 37 Illustrationen. K 1·50 = M 1·30, gebunden K 2·20 = M 1·90.

Graz und Wien.

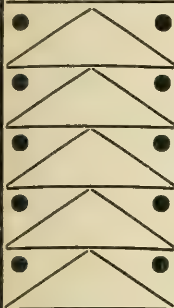
Verlagsbuchhandlung „Styria".

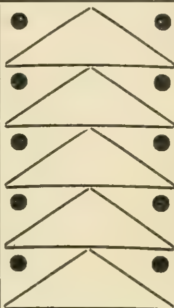
Illustrierte Länder- und Völkerkunde.



Ansicht von Tokio.

Illustrierte
Länder- und Völkerkunde






II.


Im Lande der aufgehenden Sonne

Japan und die Japaner

Von Dr. Leo Smolle

Mit 37 Illustrationen

Verlagsbuchhandlung „Styria"
Graz und Wien

K. k. Universitäts-Buchdruckerei „Styria“ in Graz



Vorwort.

Das zweite Bändchen der „Illustrierten Länder- und Völkerkunde“, das die Leser nach Asien, der Wiege der Menschengeschichte, führt, ist Japan, dem „Lande der aufgehenden Sonne“, gewidmet.

Und dies mit vollem Rechte. Denn seit den Tagen, da die Welt durch Marco Polo von dem fabelhaften Goldlande Zipangu im fernsten Osten Asiens die erste staunende Kunde erhielt, ist Japan das Märchenland geblieben, das mit der entzückenden Schönheit seiner Landschaften und den merkwürdigen Sitten seiner Bewohner immer wieder Forscher und Reisende anlockte.

Aber seitdem das Reich des Mikado durch seinen siegreichen Krieg mit China, der in die Jahre 1894 und 1895 fiel, und in noch höherem Maße durch seine Triumphe im russischen Feldzuge des Jahres 1904 die Augen aller Kulturvölker des Abendlandes auf sich lenkte und sich seinen Rang an der Seite der Weltmächte erkämpfte, hörte es auf, bloß ein Märchenland zu sein, mit dem sich die spielende Phantasie zu beschäftigen liebte; es wurde ein sehr realer Faktor auf allen Gebieten der Industrie und des Handels und trat kühn mit den europäischen Westmächten und der Republik der Vereinigten Staaten in Wettbewerb.

Schon aus diesem Grunde ist es notwendig, daß sich die Gebildeten aller Stände mit diesen hochinteressanten Inselreiche des fernen Ostens beschäftigen, nicht bloß, um sich an den Reizen seiner Natur zu erfreuen, sondern auch, um aus seiner

Geschichte und seinem politischen Aufschwunge zu lernen und um, wenn ihre Stellung es mit sich bringt, die Folgerungen zu ziehen, die sich aus der geänderten Machtstellung des Mikadoreiches auch für die abendländischen Staaten ergeben.

Deshalb folgte ich gern der Einladung der Verlagsbuchhandlung „Styria", das Bändchen „Japan" für die „Illustrierte Länder- und Völkerkunde" zu bearbeiten; und ich hoffe, daß ich dem mir gesteckten Ziele, eine zugleich anziehende und belehrende Beschreibung dieses merkwürdigen Inselstaates in geographischer, ethnographischer und kultureller Beziehung zu bieten, nicht allzufern geblieben bin.

Ich habe die reiche Literatur, die besonders in den letzten Jahrzehnten über Japans Geographie und Geschichte erschienen ist, gewissenhaft benutzt und bei allem Ernste, den der Stoff erheischte, auf eine anmutige und fesselnde Darstellung Gewicht gelegt.

Unter den Quellen sei in erster Linie das von dem Engländer Alfred Stead herausgegebene Werk: „Unser Vaterland Japan. Ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern", genannt, dessen einzelne Kapitel von Staatsmännern und Gelehrten Japans verfaßt wurden und das ein erschöpfendes Bild der politischen und sozialen Entwicklung Japans darbietet. Das wertvollste Werk über Japan ist das des deutschen Gelehrten J. J. Rein, der zwei Jahre in Japan weilte und im Auftrage des preußischen Handelsministeriums über die Industrie- und Handelsverhältnisse Japans berichtete. Der erste Band seines grundlegenden Werkes, der im Jahre 1905 in neuer Bearbeitung erschien, enthält eine allgemeine Schilderung der Geographie und Geschichte des Kaiserreiches und ist, mit deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit abgefaßt, eine Hauptquelle für jeden, der sich mit Japan und seinen Bewohnern beschäftigt.

Daß auch das vorliegende Werkchen aus dieser Quelle schöpfte, wird Kennern der Literatur über Japan nicht entgehen.

Wien, im August 1909.

Dr. Leo Smolle.

Inhaltsverzeichnis.



Zur Aussprache japanischer Worte.

sh wird wie der gleiche Laut im Englischen ausgesprochen; er entspricht also nicht ganz unserem sch; nichtsdestoweniger kann er durch sch wiedergegeben werden, was auch im Texte zuweilen geschehen ist.

s ist stets scharf auszusprechen.

ch lautet wie tsch, z. B. cha (Tee) = tscha.

z „ „ das deutsche ß.

j „ „ französisches, zuweilen auch wie englisches j, z. B. in journal.

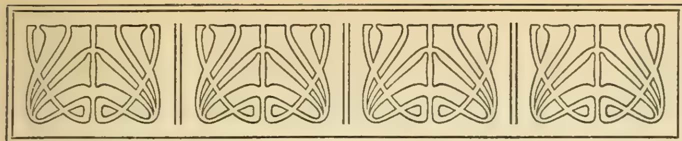
w „ ähnlich dem englischen w.

h wird vor i wie deutsches ch ausgesprochen.

y entspricht dem deutschen j, z. B. yama = jama (Berg).

Der Ton liegt bei zweisilbigen Wörtern meist auf der ersten, bei mehrsilbigen gewöhnlich auf der zweiten Silbe.





Einleitung.

Nippon ist der Name, mit dem die Japaner ihr Reich bezeichnen. Er ist aus den Wörtern nitsu (= Sonne) und hon (= Aufgang) zusammengesetzt, bedeutet also wörtlich das Land der aufgehenden Sonne.

Dies ist nicht bloß geographisch richtig, sondern wir können dies auch in einem andern Sinne deuten, in dem Sinne des Aufschwunges und des Erblühens von Kultur und Zivilisation. Wohl kein anderes Land der Erde hat in einem verhältnismäßig so kurzen Zeitraum einen solchen Wandel in seinen sozialen und politischen Verhältnissen, solch märchenhafte Fortschritte in der Anlehnung an die Zivilisation des Abendlandes durchgemacht als Japan, das man jetzt nicht mit Unrecht als das Großbritannien des Morgenlandes bezeichnet.

Noch vibrieren die Herzen der Europäer von dem Nachhall jenes gewaltigen Ringens, mit dem Japan den tönernen Koloß Rußlands niedergeworfen und sich als modern verwalteter Staat den Großmächten Europas an die Seite gestellt hat. Und zwar nicht allein durch Tapferkeit, eine Erbtugend seiner grauen Vorzeit, in der das Rittertum der Samurai blühte, sondern auch durch jenes echt japanische System des Dschiutschusu, das man vielleicht am besten mit „Durch Nachgeben siegen" übersetzen könnte.

Nicht bloß im Wettkampf der Ringer findet dieses System Anwendung und verleitet den Gegner häufig, seine überlegene Kraft unnütz zu vergeuden, sondern seine Betätigung liegt

tief in der japanischen Volksseele und führt auf manchem Gebiete des sozialen Lebens schließlich dahin, daß der auf seine Überlegenheit pochende westeuropäische Kulturmensch der schlauen Ausdauer des Japaners weichen muß.

Denn der Japaner ist trotz allen ans Wunderbare streifenden Fortschritten seiner Kultur eigentlich doch immer Japaner geblieben.

Und dies gereicht ihm gewiß nicht zum Schaden; ja es wäre schlecht für ihn, wenn es anders wäre und wenn das moderne Leben das von alters her im Charakter des Volkes liegende Gute und Echte getilgt und verwüstet hätte.

Eben in dieser Mischung des Fremden und Einheimischen liegt der unsagbare Reiz, den Japan auf den europäischen Besucher ausübt und der in vielen Reiseberichten, vor allem in denen des Engländers Lafkadio Hearn, zu so poetischem Ausdruck gelangt. Hearn, der den Namen Koizumo Yakumo annahm und sich mit einer Japanerin vermählte, war zuletzt Professor an der Hochschule in Tokio, wo er am 25. September 1904 starb.

Eigentlich haben wir uns ungenau ausgedrückt, wenn wir von einer Mischung sprachen; eine Amalgamierung, eine Vermengung des abendländischen und japanischen Kulturlebens hat trotz der massenhaften Einführungen westeuropäischer Einrichtungen durch die Japaner im Grunde genommen nicht stattgefunden. Sie haben wohl auf allen Gebieten des staatlichen und sozialen Lebens europäische Elemente angenommen, aber sie haben sie japanisiert und sie zurückgestoßen, wenn sie sich hiezu nicht eigneten.

In vielen Städten, wie z. B. Kobe, Nagasaki und auch in der Hauptstadt Tokio, die ein orientalisches Paris geworden ist, begegnen uns zwar ganze Straßenviertel, die ganz europäisiert sind; Kasernen, Gasthöfe, Banken, Gesandtschaftshotels tragen den Stil abendländischer Großstädte; aber das Volk lebt noch, wie es vor Jahrhunderten gelebt hat, in seinen ohne Kellergeschoß, unmittelbar auf dem Boden aus Holz errichteten Häusern mit den hohen Dächern ohne Rauchfänge, den verschiebbaren Papierwänden und den Zimmern ohne Einrichtung, deren Boden mit feinen Stroh-

matten bedeckt ist: auf sie stellt der Japaner im Winter das Kohlenbecken, an dem er sich in seinen kühlen, luftigen Gemächern ungenügend genug erwärmt.

Zwar tragen die Soldaten europäische Uniformen und exerzieren nach preußischem Reglement, aber sobald der Offizier, der Soldat außer Dienst ist, streift er die Stiefel und Gamaschen ab, die für ihn eine Höllenqual sein müssen, zieht er den engen Waffenrock aus und schlüpft in den nationalen, schlafrockartigen Kimono, der noch immer das beliebte Kleidungsstück für alt und jung, Männlein und Weiblein geblieben ist, und steckt seine Füße in die Strohsandalen oder Holzpantoffel, ohne die man sich selbst eine vornehme Japanerin kaum denken kann.

Wie wollte man wohl auch mit schweren Stiefeln oder mit Nägeln beschlagenen Lederschuhen diese zierlichen Häuschen betreten oder auf den feinen Binsenmatten umhergehen; sind diese doch bis auf einige Kästchen und manche zierliche Dingerchen, die größtenteils Toilettezwecken dienen, fast der einzige Schmuck des Zimmers.

Man kann sich das Opfer vorstellen, das der japanische Soldat bringt, wenn er sich in die ihn überall beengende Uniform zwängen muß, aber er erkannte die unbedingte Notwendigkeit, sich in dieser Beziehung den Armeen des Westens gleichzustellen, und vor dieser Notwendigkeit schwiegen alle nationalen Bedenken und uralten Überlieferungen. – Pflichtgefühl und Liebe zum Vaterland gehen eben dem japanischen Volke über alles und machen so viele ans Wunderbare grenzende Erscheinungen, die uns im Laufe unserer Schilderungen aufstoßen werden, erklärlich.

Wohl das leuchtendste Beispiel hiefür ist der gegenwärtig regierende Kaiser Mutsuhito. Bis zu seinem siebzehnten Geburtstage lebte er in klösterlicher Einsamkeit, hinter Mauern verschlossen, von der Welt wie durch einen tiefen Abgrund getrennt. Er sah kaum das Antlitz eines Menschen: niemals hatte er ein grünendes Reisfeld, niemals die rauschenden Wälder oder die blauen Bergketten seines Heimatlandes erblickt.

Wie mit einem Schlage änderte sich dies. Er zeigte sich

dem Volke und die Untertanen, die sich früher in den Staub werfen mußten, wenn die dichtverhängte Sänfte des Herrschers, in die kein unberufenes Auge dringen durfte, sich nur von

Kaiser Mutsuhito von Japan.

der Ferne zeigte, sah seinen Fürsten jetzt bei den verschiedensten festlichen Anlässen in europäischer Marschallsuniform: ja noch mehr: er berief die Vertreter seines Volkes an seinen Thron und gab seinem Land eine Konstitution, die ganz den frei=

heitlichen Einrichtungen der westeuropäischen Staaten nachgebildet ist.

Grenzt ein solcher, fast blitzartiger Wechsel des öffentlichen Geistes nicht geradezu ans Märchenhafte?



Die Kaiserin Haruko von Japan.

Und doch ist der Kaiser Japaner mit Herz und Seele geblieben. Kaum ist der Staatsakt vorüber, bei dem er in französischer Marschallsuniform erschien, so schlüpft er in den bequemen japanischen Kimono; und noch jetzt schläft er auf der dünnen Matratze, die unmittelbar auf der Strohmatte

des Bodens ausgebreitet wird, und noch immer nimmt er, wie jeder Japaner, mit Vorliebe sein Bad in der kleinen, badestuhlartigen Wanne, in der das Wasser bis auf eine Temperatur zwischen 38° und 45° C erwärmt wird.

Und erst die Kaiserin, die den Namen Haruko, d. i. Kaiserin-Frühling, führt, mit welcher Geduld und Ausdauer repräsentiert sie in den schönen Prunkgewändern, die nach dem Schnitt der französischen Mode gearbeitet sind, sie, deren zierliche, fast puppenhafte Figur nur für die malerische, farbenhelle Tracht der Japanerin geschaffen zu sein scheint!

Überall berühren sich die Gegensätze, bei Hof so gut wie auf der Straße, aber durch all den Firnis, mit dem die moderne europäische Kultur das alte Japan überzogen hat, leuchtet dieses dennoch kräftig hervor. Dieser Firnis scheint wie eine Decke, unter der die ursprünglichen Farben nur um so leuchtkräftiger und blühender erhalten blieben.

Eben dies macht uns Japan so interessant und wird auch in den nachfolgenden Schilderungen mit überraschender Deutlichkeit hervortreten.

Was aber alle, die das Land besuchten, an erster Stelle entzückt und zur Bewunderung hinreißt, das ist die landschaftliche Schönheit der japanischen Inselwelt.

Es ist wirklich das Land der Morgensonne: so sehr erscheint zur Zeit der Frühlingsblüte oft die ganze Landschaft mit jenem zarten Rot überhaucht, das die „rosenfingrige Eos“ am östlichen Himmel malt.

„Der erste Eindruck Japans“, sagt Lafkadio Hearn im „Lotos“, „ist unsagbar, flüchtig wie ein Duft. Die weiche Klarheit des Lichtes, die außerordentliche Durchsichtigkeit der Atmosphäre, in der das Blau des Himmels nur zart angedeutet ist, die schönen Formen der waldigen Gebirge, überragt von dem ehrwürdigen Schneegipfel des Fujiyama, des heiligen Berges der Japaner, dazu das überall hineinspielende Blau des Meeres: alles dieses übt auf ein für Schönheit empfängliches Menschenherz einen unbeschreiblichen, durch nichts zu verwischenden Eindruck aus.“

Und das japanische Volk ist, wie kaum ein anderes der Erde, für die Schönheiten der Natur im höchsten Grade

empfänglich. Wenn der Frühling seine Reize entfaltet, pilgern Hunderte von Familien hinaus, um sich an der Lieblichkeit und dem Farbenschmelz der blühenden Landschaft zu erfreuen. Kein Fest ist beliebter als das, mit dem man das Erscheinen der ersten Kirschblüten feiert, oder jenes, das der Nationalblume der Japaner, der in hunderterlei Farben und Größen prangenden Chrysanthemenblüte gilt. Mildert der Herbst die Hitze des Sommers und stumpft er die Glut seiner Farben ab, so wandelt man in den kaiserlichen Gärten durch beinahe endlose Felder von Chrysanthemen, die dem Auge eine berauschende Farbensinfonie darbieten. Das Chrysanthemum ist die Wappenblume des Staates und nebst der Blüte der wilden Kirsche, die viel duftiger und zarter als in unseren Gegenden ist, die Lieblingsblume des Japaners. An Stelle der Kronen, die in europäischen Herrscherpalästen Baldachin und Thronstühle schmücken, sind im Kaiserpalaste zu Tokio überall sechzehnblättrige goldene Chrysanthemenblüten zu sehen. Das Familienwappen des kaiserlichen Hauses sind drei Blätter und drei Blüten der sogenannten Königspflanze (Paulownia Imperialis). Es gibt in Japan weder Krone noch Zepter als Abzeichen der kaiserlichen Würde. Die Blume herrscht im Fürstenpalaste wie im schlichten Bürgerhause als Schmuck vor.

Nur die Japanerin weiß einen Strauß so zu binden, daß er, ich möchte sagen, einen fast künstlerischen Eindruck hervorbringt. Niemals wird sie ein Bukett zusammenstellen, das durch die massige Fülle einer einzigen Blumengattung wirken soll; immer, selbst in einem größeren Strauß, werden die Blumen einzeln gesteckt und häufig wird ein einzelner Blütenzweig in der Vase so arrangiert, daß er den Eindruck gefälliger Grazie hervorruft.

Nimmt man zu dieser Schönheit der japanischen Landschaften, deren Haine und Berge mit eigenartigen Heiligtümern und Tempelchen angefüllt sind, noch das so originelle Leben und Treiben in den Straßen der Dörfer und Städte, durch die das von Menschen gezogene Wägelchen, die Jinrikisha, rollt und von hohen Masten mit bunten chinesischen Schriftzeichen bemalte Wimpel wehen, so wird man es begreiflich



finden, daß alle diese Wunder der Natur und Kultur seit jeher eine große Zahl von Reisenden in diese Länder lockten.

Aber es ist nicht bloß der Reiz der Neugierde, auf dem die Freude an solchen Schilderungen beruht. Noch ein anderes Moment kommt in Betracht. Man hat in Europa vielfach von einer sogenannten „gelben Gefahr" gesprochen. Es ist kaum im Ernste denkbar, daß Europas hohe Kultur jemals von der Ostasiens vernichtet werden wird. Und schon gar nicht von China; dazu ist dieses Land viel zu schwerfällig und hängt zu halsstarrig am Hergebrachten.

Aber, wenn jemals die überreife Kultur Europas in sich zusammensinken sollte, dann wäre niemand berufener, sie zu überleben und ihr Erbe anzutreten, als das „Land der aufgehenden Sonne", als Japan, dem Europa großmütig seine ganze Bildung in den Schoß geworfen hat.

Obwohl vielleicht nur ein Siebentel oder Achtel der gesamten Bodenfläche Japans (das neuerworbene Formosa nicht eingerechnet) auf Ackerland entfällt, so ist es doch seit uralter Zeit ein Agrikulturstaat und weitaus der größte Teil der Bevölkerung lebt von der Landwirtschaft.

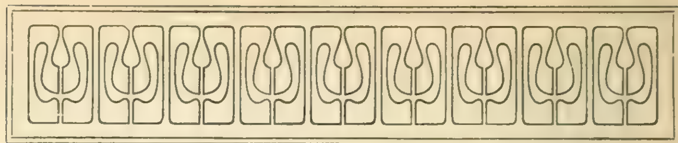
Aber auch in Japan vollzieht sich gegenwärtig der Übergang von einem ackerbautreibenden in einen Industriestaat. In vielen Industriezweigen hat es sich bereits von Europa emanzipiert, in manchen ist es konkurrenzfähig und in einzelnen Artikeln hat Japan den europäischen Wettbewerb verdrängt. Japan beherrscht bereits den chinesischen Markt und wird sich mit der ihm eigentümlichen Zähigkeit und Beharrlichkeit bald auch noch andere Absatzgebiete erobern.

Das Reich des Mikado ist unter die Großmächte des Weltverkehres aufgenommen und trotz der Geldarmut des Landes, die bisher das größte Hindernis eines noch rascheren Anwachsens seiner kommerziellen und kaufmännischen Bedeutung gewesen ist und die sich durch die fast unmittelbar aufeinanderfolgenden großen Kriege mit China und Rußland natürlich noch gesteigert hat, geht Japan sicher noch einer glänzenden Zukunft entgegen, solang die guten Keime, die im japanischen Volkscharakter liegen, erhalten bleiben und

der echte, Dauer verheißende Fortschritt nicht etwa in einem Wirbel unverständigen Radikalismus untergeht.

Ein solches Land, das vor fünfzig Jahren noch so gut wie unbekannt war und jetzt eine gewichtige, tonangebende Stimme im Konzert der Weltmächte beanspruchen darf, ist gewiß in jeder Beziehung interessant; und so dürften denn die folgenden Schilderungen von Land und Leuten der japanischen Inselflur sicher der lebhaftesten Teilnahme unserer alten und jungen Leser sich erfreuen.





I.

Das Land.

Das Kaiserreich Japan erstreckt sich zwischen dem 21° 45′ und 50° 50′ nördlicher Breite und zwischen dem 119° 20′ und 156° 32′ östlicher Länge. Es hat seinen südlichsten Punkt im Kap Garampi auf der Insel Taiwán, die die Portugiesen einst Formosa, die „schöne“, nannten, und sein nördlichstes Ende in der kleinen Kurileninsel Araito, nicht weit vom Vorgebirge Lopatka. Den westlichsten Teil des Reiches bilden die Hoko-tó, die Peskadores oder Fischerinseln; den östlichsten die kurulische Insel Shumshu.

Das Inselchen Araito liegt in der Breite von Köln a. Rh., das südlichste Formosa hat mit der Gangesmündung die gleiche geographische Breite.

Bei dieser großen Breitenerstreckung ist es natürlich, daß die klimatischen Unterschiede in den einzelnen Teilen des Reiches ziemlich stark ausgeprägt sind. Im allgemeinen übt die Nähe des Meeres einen mildernden Einfluß aus, wenn auch die im Osten den Inseln streichende warme äquatoriale Strömung des Meeres, der sogenannte Kuro-shiwo (= schwarzer Strom), für das Klima Japans nicht die gleiche intensive Bedeutung hat wie etwa der Golfstrom für das skandinavische Europa.

Durchschnittlich ist die mittlere Jahrestemperatur viel niedriger als in der gleichen Breite von Kalifornien oder gar in dem glühend heißen Malakka. Schneereiche Winter und eisigkalte Winter sind nichts Seltenes. Nagasaki auf der Insel Kiushu hat eine durchschnittliche Jahrestemperatur

von nur 6·3° C, während das in gleicher Breite liegende Funchal auf Madeira eine solche von 15° bis 16° C aufweist und im Winter meist 12° C Wärme hat.

Der Gipfel des Fujiyama, der in den ersten Strahlen der Morgensonne wie mit dem zarten Rot der Pfirsichblüte übergossen erscheint, ist nur in den Monaten Juli und August schneefrei und erhebt sonst den zuckerhutförmigen Kegel in blendender Reinheit seines Schneemantels in den lichtblauen Äther.

In Kioto und Yokohama liegen im Winter oft mehrere Tage lang dünne Eisdecken auf den stehenden Gewässern; im Jahre 1878 konnten Fremde den Japanern sogar die Kunst des Eislaufens zeigen. Auf der nördlichsten Insel Yezo dauert der Winter oft sechs bis sieben Monate. Am schönsten sind die Frühlings- und Herbsttage. Da ist der Himmel von einer bezaubernden Reinheit und Klarheit und von einer Durchsichtigkeit, die selbst die entferntesten Gegenstände in zarten Umrissen erkennen läßt. Die milde Luft umschmeichelt mit entzückender Weichheit die Sinne des Wanderes und macht die Vorliebe des Japaners für den Aufenthalt im Freien begreiflich.

Im Oktober findet die Reisernte und die Bestellung der Felder für die Winterfrucht statt. Dann färbt sich der Waldgürtel der Berge und erglänzt in Nuancen bis zum dunkelsten Gelb und Braun, in einer Mannigfaltigkeit und Buntheit, wie sie der Herbst unserer Gegenden niemals darbietet.

Freilich kommen in Japan auch Temperaturextreme von 38·3° C Wärme und 24·6° C Kälte — diese wurde am 5. Februar 1888 beobachtet — vor. Bei einer solche Kälte mögen die armen Leute in ihren leichten luftigen Häuschen, in denen es weder Öfen noch Herdstellen gibt, nicht wenig gelitten haben.

Allerdings ist diese Bauart der Häuser fast eine Notwendigkeit angesichts der ungemein häufig auftretenden Erdbeben, von denen die vulkanischen Inseln Japans fast alljährlich heimgesucht werden und denen festere Steinbauten nicht widerstehen könnten. Dafür brennt das Feuer, das in diesen aus Papier und Holz bestehenden Wohnungen, deren

Haupteinrichtung die Strohmatten sind, so leicht ausbrechen kann, in einem Nu ganze Straßenzeilen nieder und der japanische Volkswitz nennt das Feuer geradezu „die Blume von Jeddo".

Dem großen Erdbeben vom Jahre 1894 fielen in Tokio unter anderem auch die deutsche und italienische Gesandtschaft zum Opfer und die furchtbare Katastrophe vom Jahre 1855 verwandelte die Hauptstadt in einen Schutthaufen.

In den Wintermonaten von Jänner bis März vergeht kaum ein Tag, an dem nicht dieser oder jener Teil der Insel von leichteren Beben heimgesucht würde. Aber die Bevölkerung läßt sich durch solche „erschütternde Ereignisse" nicht so leicht aus der Fassung bringen. Sie ist zu sehr daran gewöhnt und das japanische Haus, das kein Fundament und keine Rauchfänge hat und nur aus Holz und Papier besteht, setzt selbst einem stärkeren Beben genügend Widerstand entgegen.

Auch das Feuer bringt den Japaner nicht so leicht aus dem Gleichmut. Die wertvollen Waren werden rasch in den feuersicheren Speicher gebracht; das übrige läßt er eben zusammenbrennen; ist es doch verhältnismäßig rasch wieder aufgebaut und dann ist alles wieder im alten Geleise.

Auch Staubstürme sind häufig eine Plage des Winters; nicht selten wüten auch heftige Wirbelwinde, Taifune (aus dem chinesischen dai = groß und fu = Wind), meist im Nachsommer, und richten bedeutenden Schaden an.

Das japanische Kaiserreich zerfällt in Alt- und Neujapan, wozu noch das im letzten Kriege mit Rußland (1904—1905) erworbene Gebiet von Port-Arthur und der südliche Teil der Insel Sachalin bis zum 50. Breitengrad hinzukommt.

Das alte Japan umfaßt die Inseln Honshu oder Hondo (soviel wie Hauptland), die man in Europa gewöhnlich Nippon nennt und als das japanische Festland bezeichnet, dann Kiushu (= Neuländer) und Shikoku (die Vierlande).

Unter diesen Inseln ist Honshu das Herz des Landes. Auf ihr liegt die alte Hauptstadt Kioto und die jetzige Residenz des Kaisers Tokio. Hier sind auch die großen Handelszentren Osaka und Jokohama. Auf Kiushu befindet sich in reizender Lage die große Hafenstadt Nagasaki, die

erste japanische Stadt, die dem europäischen Handelsverkehr erschlossen wurde.

Zu Neujapan rechnen die Japaner erstlich die Riukiu-Inseln[1]) ferner das von China erworbene Formosa, das die Japaner Taiwán (die Inselbucht) nennen, dann Hokkai-dō, den Nordlandbezirk, der aus Hokushu (Nordland), bekannter unter dem Namen Yezo, und aus den Kurilen besteht. Diese heißen im Japanischen Chishima = tausend Inseln, obgleich ihre Anzahl dreißig nicht viel übersteigt. Endlich gehören zu Neujapan auch die sogenannten Bonin-Inseln, die in der einheimischen Sprache Ogasawara-jima oder Munin to heißen.

Alt- und Neujapan zusammen hat mit den kleineren Nebeninseln einen Flächenraum von 417.297 Quadratkilometer und nach der letzten Volkszählung vom Jahre 1902 eine Bevölkerung von fast 50 Millionen; dies ergibt eine Dichte von durchschnittlich über hundert Menschen auf den Quadratkilometer. Hievon entfällt über die Hälfte des bewohnten Flächenraumes auf die Hauptinsel, die mit ihren 223.519 Quadratkilometern so groß wie Ungarn ist.

Die Japaner bezeichnen mit dem Namen Nippon, aus dem die romanischen Sprachen Japon, die germanischen Japan gebildet haben, das ganze Reich und niemals die Hauptinsel allein, die eigentlich merkwürdigerweise keinen besonderen Namen hat.

Die erste Kunde von dieser merkwürdigen, an Naturschönheiten so reichen Inselwelt brachten die fabelhaften Reiseberichte des kühnen Venezianers Marco Polo gegen Ende des 13. Jahrhunderts, der das Land Zipangu nannte, nach dem chinesischen Tschi-pen-kuë, d. i. Land der aufgehenden Sonne. Er hat durch seine Märchen von dem goldreichen Zipangu viele Köpfe verwirrt, aber auch den Anstoß zur Entdeckung eines neuen Seeweges nach Ostasien gegeben.

In alten Zeiten sahen die Japaner ihr Reich als Zentrum der Welt an und ließen es im Osten an Tai-yo, den Ozean, im Norden an Makatsu (Sachalin), im Westen an Shina

[1]) Gewöhnlich Lutschu genannt; nach dem Chinesischen, da die chinesische Sprache kein r kennt.

(China) und im Süden an Tenjiki (soviel als „Himmelsstütze"), Indien, grenzen. Daran schlossen sie Portugal, Holland und andere europäische Länder, von denen sie im Laufe der Zeit gehört hatten. Der Gebrauch, dem Namen Nippon das Wort dai (= groß) vorzusetzen, wurde erst in neuester Zeit aufgegeben.

Die alte Sage weiß über das Entstehen des Landes folgendes zu erzählen:

Als einst die Götter Isanagi und Isanami, seine Gemahlin, auf der Himmelsbrücke saßen, um das zu ihren Füßen rauschende Weltmeer zu beschauen, senkte Isanagi von ungefähr die Spitze seiner reich verzierten Lanze in das Meer. Sofort teilte sich dieses und aus den von dem Speer herabfallenden Tropfen entstanden Inseln. Zuerst die Insel Awaji, auf der sich das Götterpaar niederließ, dann noch sieben andere (Honshu, Kiushu, Shikoku, Sado, Tsushima, Oki und Iki). So entstand das Reich Oyashima, die „Großen acht Inseln", das älteste Japan.

Dieses alte Reich nennen die Japaner das Götterland oder die Inseln der erstarrenden Tropfen; auch das „erhabene Land" Yamato; es wird von dem Japanischen Meer und dem stillen Ozean umspült und reicht im Süden bis zur Breite des Nildeltas und im Norden bis zu der des Bosporus.

Die Lieblingstochter des ersten Götterpaares war die Sonnengöttin Amaterasu. Von ihr stammt das Herrschergeschlecht der japanischen Kaiser, das seinen Ursprung in direkter Abfolge bis auf Jimmu Tennó[1] im Jahre 660 v. Chr. zurückleitet.

Von der landschaftlichen Schönheit der japanischen Inselwelt haben wir schon gesprochen. Das Japanische Meer, the Inland sea, die Inlandsee, wie die Engländer es nennen, ist durch die paradiesische Schönheit seiner Ufer ausgezeichnet. Es hat eine Länge von etwa 350 Kilometer und 10 bis 50 Kilometer Breite. Es ist ein großer Lagomaggiore, nur noch lieblicher und mannigfaltiger durch den wechselvollen

---

[1] Tennó, Sohn des Himmels, ist der alte Titel für den Kaiser, der noch jetzt im Volke gebräuchlich ist.



An der Küste von Nippon.

Reiz seiner Gestade. Oft blitzt es durch die Uferklippen wie ein anderes, grünschimmerndes Meer hindurch; es sind die ungeheueren Ebenen von Reisfeldern, die sich landeinwärts bis zum verdämmernden Blau der fernen Berge ausdehnen.

Märchenhaft ist der Aufenthalt an der japanischen See in jenen Tagen des Sommers, wenn die Japaner das Fest der Toten feiern. Nach dem Glauben des Volkes besuchen an diesen Tagen die Seelen der Verstorbenen die Stätten, wo sie im Leben geweilt, und kehren dann über das Meer, die Heerstraße der Toten, in ihre geheimnisvolle jenseitige Heimat zurück.

Da werden nun von den zahlreichen Dörfchen an den Ufern die zierlichen kleinen Totenschiffchen, die sogenannten Sharyobune ins Meer hinausgelassen für die Schiffbrüchigen, die auf dem Meer ertrunken sind. Auf dem weißen Papiersegel dieser Schiffchen, die oft bis ins einzelnste genau den alten japanischen Tschunken nachgebildet sind, steht das Kaimyo, der Seelenname des Toten, am Bord befindet sich ein kleines mit frischem Wasser gefülltes Gefäß und ein Weihrauchschälchen; Papierwimpel mit dem mystischen Symbol der Buddhisten, dem Manji, flattern in die bewegte Luft hinaus.

Zuweilen läßt man bloß Laternen ins Meer hinaustreiben und diese zahllosen leuchtenden Punkte und schimmernden Schiffchen auf den dunklen Fluten, über die sich der strahlende Sternenhimmel spannt, machen einen unbeschreiblich tiefen und ergreifenden Eindruck.

Die heilige Insel Miyadshimo in der Nähe der großen Stadt Hiroshima ist ein einziger herrlicher Park mit uralten Baumriesen, an die keine Axt gelegt werden darf. Viele fromme Pilger besuchen dieses Eiland, auf dem keine Geburt, kein Todesfall stattfinden darf. Die Hafenstadt Kobe hat ganz europäischen Charakter; ihre Ufer muten wie ein Stück der Riviera bei Mentone oder Bordighera an.

Japan, besonders die Hauptinsel Honshu, ist im allgemeinen ein Gebirgsland und reich an Waldungen. Der höchste Berg, das eigentliche Wahrzeichen Japans, das die japanischen Künstler in zahllosen Variationen auf Bildern, Wandschirmen, Teeschalen und tausenderlei anderen Dingen

verewigen, ist der Fujiyama, dessen höchster Kraterrand 3778 Meter hoch ist. Sein Hochgipfel ist fast das ganze Jahr mit Schnee bedeckt und für die Pilger, die scharenweise die steile Höhe hinanklimmen und oft mit dem halben Leibe in Asche und Lava versinken, nur von Mitte Juli bis Mitte September besteigbar. Lange schon blieb sein feuriger Mund geschlossen. Die letzte Eruption fand im Jahre 1707 statt und dauerte zehn Tage. Felder, Häuser und Tempel wurden zehn Fuß hoch mit Aschenmassen bedeckt. Die Schneespitze dieses heiligen Berges erinnert fast, wie Hesse-Wartegg sagt, an den Orizaba in Mexiko.

Südöstlich von Fujiyama erhebt sich das Hakonegebirge; es gehört zu den lieblichsten Berglandschaften Japans.

Japan ist sehr wasserreich. Eine dichteres Netz von Flüssen, Bächen, flachen Seen und künstlichen Kanälen, wie auf der Ebene Kwanto nördlich von Tokio, der fruchtbarsten des Landes, läßt sich kaum denken. Japan ist sehr regenreich, besonders zur Zeit des Südwestmonsuns in den Monaten Juni und Juli. Die Luft ist dann so feucht, daß das Salz zerfließt und alles Leder sich mit Schimmel bedeckt. Von allen Bergfurchen rieseln in silberweißen, schimmernden Kaskaden die Gewässer zu Tal und bilden oft malerische Wasserfälle, so den des Neachi-no-taki, eine Meile vom Hafen Katsuma, der an Schönheit mit den herrlichsten Fällen der Alpen wetteifern kann.

Die geringe Breite der Inseln verhindert aber die Bildung ausgedehnter Flußsysteme. Sie erreichen höchstens die Länge des Mains. Die bedeutendsten Flüsse im breitesten Teile der Insel Honshu sind der Tone-gawa[1]), der Shinano-gawa und der Kiso-gawa.

Der schönste See auf der Hauptinsel ist der Biwa-ko. Er ist ungefähr so groß wie der Genfersee, aber seine ungemein klare, smaragdgrüne Wasserfläche ist noch viel schöner als die dieses Schweizer Sees und spiegelt zahlreiche Ortschaften und hohe pittoreske Waldberge wieder.

---

[1]) Gawa ist der japanische Name für Fluß.

Die Waldungen, die alle unter dem Schutze der Regierung stehen, bedecken 59 Prozent der gesamten Bodenfläche des Kaiserreiches und es ist kein Zweifel, daß die Liebe zum Walde einen großen Einfluß auf das Leben und den Charakter des Volkes ausübt. Die Behauptung ist nicht allzu gewagt, „daß die glühende Vaterlandsliebe der Japaner auf dem Einfluß beruhe, den die Schönheit der Umgebung auf die empfänglichen Seelen hervorbringt“.[1])

Japan ist ungemein reich an den verschiedensten Arten von Bäumen und Sträuchern. Nicht weniger als 800 Gattungen von Waldbäumen sind in Japan kultivierbar. Zu den Gewächsen der Tropenzone sind in erster Linie der Feigenbaum, dann verschiedene Palmen und vor allem der Bambus zu rechnen. Seine Kultur ist am wertvollsten, da er mit wunderbarer Schnelligkeit wächst und sein Holz sich für Bauzwecke und zur Erzeugung der verschiedensten Hausgeräte vorzüglich eignet.

Die wichtigste Gattung der breitblättrigen, immergrünen Bäume ist der Kampferbaum, der selbst ausgedehnte Waldungen bildet, wo der Boden lehmig und fruchtbar und vor Nordwinden geschützt ist. Sein Holz ist hart und glänzend und atmet einen eigentümlichen Duft aus. Es ist ebenso geschätzt wie der Kampfer selbst, der einen wichtigen Handelsartikel bildet.

Den ersten Rang unter den Bäumen Japans nimmt die Tanne ein. Sie, nebst vielen Arten von Eschen, Birken, Rhododendren, trägt besonders dazu bei, dem japanischen Walde sein wunderbar buntes Herbstkleid zu verleihen. Uralt sind die oft mannsdicken herrlichen Kryptomerien, die stellenweise prächtige Alleen bilden.

Eine Art Lorbeerbaum heißt Yuzuri-ha, d. i. Baum der guten Vorbedeutung, weil kein Blatt abfällt, ehe nicht ein neues unmittelbar dahinter hervorkommt. Zweige dieses Baumes werden am Neujahrstag an den Türen der Häuser aufgehängt. Auch die immergrüne Fichte gilt als Symbol der Kraft und mit ihren Ästen werden an Gedenktagen die

---

[1]) Unser Vaterland Japan: Forstkultur, S. 432.



Zur Zeit der Kirschenblüte.

Wände der Tempel und Wohnungen geschmückt. Manche Bäume, wie z. B. der Yonagi (Trauerweide), gelten als geisterhaft und werden mit allerlei Gespenstersagen in Zusammenhang gebracht.

Auch an Obstbäumen ist das Land reich, doch sind die Früchte wenig schmackhaft oder ungenießbar. Dies gilt vor allem von der japanischen Bergkirsche, deren wir schon oben gedacht haben. Aber ihre Blütenpracht übersteigt bei weitem die unseres Kirschbaumes; sie ist, wie Chamberlain sagt, „über allen Vergleich lieblicher als irgend etwas, was das Abendland aufweisen kann“. Zur Zeit der Frühlingsblüte ist der ganze Baum wie überhaucht mit einem rosenroten Schleier, der nirgends eine Lücke aufweist oder durch ein nacktes Zweiglein unterbrochen wird. Begreiflich daher der Stolz und die Liebe, die der Japaner zum Kirschenbaum im Herzen trägt. Ein altes japanisches Gedichtchen auf die Bergkirsche (Yamazakura) lautet:

Shikishima no
  Yamato-gokoro wo
Hito towaba,
Asa-hi ni niou
  Yamazakura bana.

Das heißt in freierer Übertragung: „Fragt man dich, wie das Herz eines wahren Japaners beschaffen ist, deute auf die wilde Kirsche, die in der Sonne duftet.“

Lafkadio Hearn, dessen „Izumo“ wir diese Stelle entnehmen, fährt fort: „Die japanischen Kirschbäume sind Symbole, gleichviel ob sie kultiviert sind oder nicht. In ihren makellosen Blüten sah man das Sinnbild jener Gefühlszartheit und Lebensreinheit, welche die höchste Blüte der Höflichkeit und echten Ritterlichkeit ist. ‚Wie die Kirschblüte die erste unter den Blumen ist‘, so sagt ein altes Sprichwort, ‚so sollte der Krieger der erste unter den Männern sein.‘“

Aber die wilde Kirschblüte ist nicht die erste unter den Blumen. Fast einen Monat früher, im Vorfrühling, entfaltet der japanische Pflaumenbaum, der ume no ki, schon seine Blütenfülle; er ist daher gleichfalls ein Liebling des japanischen Volkes und seine Blütenzeit wird durch allgemeine Feste gefeiert.



Pflaumenblüte in Kobe.

Auch die Früchte des Pflaumenbaumes sind wenig schmackhaft; nur die kleinen Orangen, Mandarinen, die in den südlichen Teilen Japans wachsen, sind von außerordentlichem Wohlgeschmack und kommen in zahlreichen Arten vor; ebenso vortrefflich sind die Äpfel, die auf Yezo wachsen.

Für den Natursinn der Japaner und ihre Liebe zu den Blumen geben auch die vielen Gärten und Gärtchen Zeugnis, mit denen Stadt und Land übersät sind. Der japanische Garten gleicht dem europäischen nur wenig. Er ist kein Nutzgarten und nur selten ein Park, der zum Lustwandeln dient. Auch sind in ihm nicht einmal die Blumen und die Pflanzen die Hauptsache, sondern ebenso wichtig sind die Steine, die wie absichtslos verstreut scheinen, die künstlichen Wässerchen, kleinen Weiher, Brücken, Stege, Tempelchen und hundert andere Dinge, die dazu beitragen sollen, eine gewisse Seelenstimmung hervorzurufen; denn darauf kommt es dem japanischen Gartenkünstler bei der Anlage seines kleinen Kunstwerkes, das eine Nachahmung irgend einer Landschaft bilden soll, vor allem an.

Oft sind die Gärten so klein, daß sie in dem Raum einer Kiste, ja in einer Schachtel Platz haben; aber auch auf diesem kleinen Fleck wird alles aufs minutiöseste getreu der Natur nachgebildet. Man nennt solche Gärtchen in einem Gefäß, das vielleicht kaum größer als eine Fruchtschale ist, koniwa oder tokoniwa; man sieht sie in vielen Behausungen armer Leute, die keinen Raum für einen Garten im Freien haben.

Überhaupt ist Blumenschmuck in den Nischen der Wohnungen oder in den hübschen Vasen auf den zierlichen Tischchen überall zu finden und der Japaner gibt seiner Freude an Blumen und Pflanzen auch darin Ausdruck, daß er seinen Töchtern oft Namen aus dem Pflanzenreiche gibt. So kommen selbst bei einfachen Landmädchen Namen wie die folgenden häufig vor: O-Matsu (Fichte), O-Take (Bambus); O-Ume (Pflaume), O-Hana (Blüte); O-Ine (junge Reisähre) u. s. w. Das vorgesetzte „O" ist eine Respektbezeichnung und kann etwa mit „ehrenwert" übersetzt werden.

Wir wollen noch erwähnen, daß unter den Wasserpflanzen besonders die schneeweiße Lotusblume hohe Ver-



Blumenhändler auf der Straße.

ehrung genießt. Sie ist dem Buddha geheiligt, dessen Bild fast immer auf einer Lotusblume ruhend dargestellt wird. Wie sich die Knospen des Lotus aus dem Schlamme des Wasserbeckens erheben und an der Reinheit und Schönheit der Blätter und Blüten keine Spur des dunklen Ursprunges mehr sichtbar ist, so wird die Seele des Menschen durch ihr eigenes Verhalten gereinigt, bis sie in die Seligkeit des Nirwana eingeht. Die weiße Lotusblume ist das Symbol der Reinheit wegen ihrer fleckenlosen Weiße, der Tugend wegen ihres zarten Duftes und der Nützlichkeit, weil ihre Samenkörner eßbar sind.

Auch gibt es noch eine andere Wasserpflanze mit schönen Blüten, die Wasserrose, Nuphar japonica, deren glänzendgrüne Blätterscheiben häufig auf der Oberfläche der kleinen Gartenteiche schwimmen.

Doch nicht bloß zu den Pflanzen, auch zu den Tieren hat die japanische Volksseele zahlreiche Beziehungen. Auch die Tierwelt Japans weist eine große Menge von Gattungen und Arten auf, darunter manche, wie z. B. den Riesensalamander, der in Europa einer längst verschwundenen Erdperiode angehörte.

Schon früh wird den Kindern, die sich viel in den Gärtchen und im Freien aufhalten und deren Erziehung hauptsächlich der Mutter zufällt, eingeprägt, gut gegen Tiere zu sein. Das hängt auch mit der buddhistischen Religion zusammen.

Es gibt ungemein viel Arten von Käfern, Schnecken und Schmetterlingen und reizende Kinderliedchen auf diese Tiere. So z. B. die folgenden:

Daidamushi daidamushi tenno chitto dashare
Ame kaze fuka kara tsuno chitto dashare.

Schneck, Schneck! Komm heraus, strecke deine Hörner aus:
Es regnet, der Wind bläst, drum streck' deine Hörner ein bischen heraus!

Oder das Schmetterlingsliedchen:

Chocho, chocho na no ha ni tomare
Na no ha ga iyenara, te no tomare.

Schmetterling, Schmetterling! Laß dich auf das Na-Blatt nieder;
Magst du das Na-Blatt nicht, dann laß dich, bitte, auf meine Hand nieder.

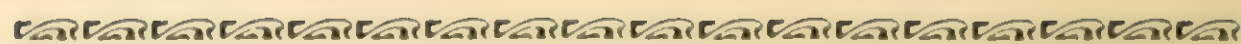
Hund und Katze sind Haustiere, aber die Katze liebt man nicht. Sie und die giftige Schlange sollen die einzigen Tiere gewesen sein, die beim Tode Buddhas nicht geweint haben. Es existiert ein japanisches Sprichwort, das folgendermaßen lautet: Füttere einen Hund drei Tage und er wird deiner Güte drei Jahre eingedenk sein: füttere eine Katze drei Jahre und sie vergißt deine Wohltat in drei Tagen.

Unter den größeren Säugetieren kommt der rotwangige Affe Saru noch in ziemlich hohen Breiten vor. Sein Name findet sich in der Bezeichnung vieler Orte, wie z. B. Saru-hashi (Affenbrücke), Saru-hara (Affenfeld) und auch mancher Pflanzen und Früchte (Saru-name = Affenbohne). Der Tiger, auf den Bildern japanischer Maler ein beliebter Vorwurf, ist nur vom Korea her bekannt, wo er sehr häufig vorkommt. Wolf, Bär und Dachs sind nicht selten. Der Wolf heißt in der japanischen Sprache Yama-inu, soviel wie Berghund.

Ein Lieblingstier des Volkes ist der Fuchs, kitsune. Er gilt als Symbol der Klugheit und sein Steinbild wird in den Tempeln als Wächter aufgestellt. Die Füchse sind auch Boten des Inari-sama, des Gottes der Reisernte. Besonders glückverheißend gilt der Anblick eines weißen Fuchses. Die japanischen Sagen vom Leben und Treiben des Fuchses sind noch viel zahlreicher als die Erzählungen der germanischen Völker von den Listen und Ränken Meister Reinekes.

Prächtig ist der japanische Hirsch, Shika, wenn er auch kleiner ist als der bei uns vorkommende. Eine lästige Plage ist die Wanderratte, Nedzumi. Da die japanischen Häuser kein Kellergeschoß haben, so hält sie sich häufig unter den Dächern auf und spaziert zur Nachtzeit in die Wohnräume und huscht nicht selten über die auf dem Boden liegenden Schläfer.

Da der buddhistische Glaube, der noch immer im Volke tief wurzelt, Fleischnahrung verbietet, so stand die Viehzucht bis auf die neueste Zeit auf sehr geringer Höhe. Milchgenuß ist im eigentlichen Japan so gut wie unbekannt, ebenso die Verwendung der Butter beim Kochen. Erst in der Gegenwart ist die Sorge der Regierung auf die Hebung der Viehzucht



gerichtet, besonders seit zur Kräftigung des Soldatenstandes in den Kasernen die Fleischkost eingeführt wurde.

Eine Antilopenart, die man als Ziegengemse bezeichnen könnte, kommt in den japanischen Bergen häufig vor. Dagegen ist das Schaf wegen des regenreichen Klimas fast gar nicht verbreitet.

Ungemein reich ist Japan an Wassersäugetieren und an See- und Flußfischen, die nebst dem Reis und einigen wenigen Gemüsen einen Hauptbestandteil der Volksnahrung bilden. Makrelen, Lachse, Schellfische, Heringe, Aale, Welse, Karpfen, Schollen, Barsche, Klippfische gibt es auf den japanischen Märkten in großer Menge; und die Goldfischchen, die man so häufig in den Gartenbassins findet, zeichnen sich durch Zierlichkeit und Leuchtkraft ihrer Schuppen aus.

Bunt und farbenprächtig ist die Welt der Insekten und Schmetterlinge. Reizende Libellen wiegen sich auf dem Wasserspiegel; schöne Leuchtkäfer, Hotaru, erhellen an Sommerabenden mit ihre Goldpünktchen die dunkelsten Ecken des Hauses; und das ungezählte Heer der Zikaden (Semi) veranstaltet auf Feldern und Wiesen ein Konzert, gegen das das Surren unserer Grillen nur schwach und eintönig klingt.

Ebenso reich ist die Vogelwelt Japans, wenngleich manche unserer gefiederten Sänger, wie die Amsel und Drossel, fehlen, und der Papagei, der sonst überall zu finden ist, wo es Affen und Palmen gibt, in Ostasien nicht vorkommt. Sehr häufig ist die Gabelweihe; und sie ist oft so frech, daß sie auf der Straße den Kindern ihren Reis- oder Hirsekuchen aus der Hand wegstiehlt.

Die japanische Nachtigall ist kleiner als die unsrige und der Kuckuck, von dem Japaner nach seinem Rufe Ho-to-to-gisu genannt, ist selten. Man hört ihn nur zur Nachtzeit, besonders wenn der Vollmond scheint; sein melancholischer Klageruf hat viele japanische Dichter zu wehmütigen Liedern veranlaßt. Die Eule gilt als hassenswerter Vogel; ihr Ruf bringt immer Unglück und bedeutet entweder: „der Mann stirbt!“ (Tototo!) oder „der Knabe stirbt!“ (Kotokoko!)

Sehr häufig ist die Krähe; Man schreibt ihr manche Tugenden zu. So lautet eine japanische Redensart: Karasu

ni hampo no ko ari. d. h., die Krähe erfüllt die Kindespflicht des Hampo. Hampo heißt wörtlich: „Essen zurückgeben" und man will damit sagen, daß die jungen Krähen, sobald sie sich kräftig genug fühlen, den Eltern Nahrung zutragen und so sich für ihre eigene Fütterung dankbar erweisen.

Etwas Ähnliches sagt man der Taube nach. Das Volk behauptet nämlich, die junge Taube sitzt immer „drei Zweige unter ihren Eltern" und erfüllt so ein Gebot pietätvoller Etikette.

Sehr beliebt ist der Kranich, dessen feiner schlanker Gestalt man sehr häufig auf den Bildern japanischer Maler begegnet. Er ist in den Bilderbüchern der Kleinen ebenso oft anzutreffen wie die Schildkröte (Kame). die als Symbol des langen Lebens und Glückes gilt und die man auch in heiligen Tempelteichen antrifft, wo sie unter dem Schutze der Priester und frommen Pilger ein sehr hohes Alter erreicht.

Zum Schlusse wollen wir um unser Bild, das wir von dem Charakter des japanischen Landes entworfen haben, noch eine Schnur jener schönen, tiefroten Korallen winden, die man an den Küsten der Riukiu-Inseln gewinnt und deren Ausfuhr nach Italien einen nicht unansehnlichen Gewinn abwirft.

Nach der Lehre Buddhas ist alles belebt. An einer Stelle seiner Glaubenssatzungen heißt es: „Wahrlich, selbst Pflanzen und Bäume, Felsen und Steine, alle werden sie in das Nirwana eingehen."

Auch an Mineralschätzen ist das Land reich. Zwar das Märchen von dem Goldlande Zipangu ist längst verklungen, aber der Reichtum Japans an Kupferminen ist eine der Hauptquellen seines nationalen Wohlstandes geworden. Im Jahre 1905 wurden für 32 Millionen Yen[1]) Kupfer ausgeführt. Auch Eisen wird gewonnen; und die Ausbeute an Petroleum, das in seiner Qualität dem russischen ähnlich ist, wächst zusehends, wenn sie auch noch lange nicht den heimischen Bedarf deckt.

---

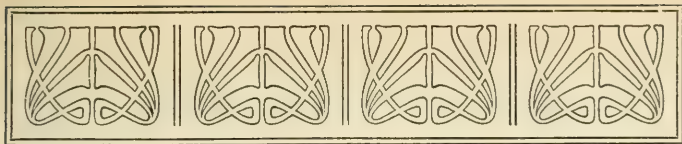
[1]) Ein japanischer Yen beträgt 2 Kronen 41 Heller und zerfällt in 100 Sen oder 1000 Rin.

Edelsteine und Halbedelsteine finden sich zahlreich, Bergkristalle und Malachite von überraschender Schönheit sind nichts Seltenes. Aber noch viel wertvoller ist das Vorkommen des „schwarzen Diamanten", wie man die Kohle genannt hat. Sie ist der Zauberschlüssel, der die Paläste der Neuzeit, die Fabriken, erschließt. Japan besitzt nun in seinen ergiebigen Steinkohlenlagern alle Bedingungen einer rasch aufblühenden Industrie. Schon deshalb ist seine Konkurenz auf dem Weltmarkte zu fürchten. Zwar ist die japanische Kohle nicht die beste, sie ist fett und stark qualmend, also für die Schiffsmaschinen wenig geeignet; nichtsdestoweniger exportiert Japan ansehnliche Mengen von Steinkohle und ist mitten auf dem Wege, ein Industriestaat zu werden.

Die vulkanische Beschaffenheit Japans bedingt das Vorkommen zahlreicher Heilquellen und Thermen, die größtenteils Schwefelquellen sind und deren Temperatur oft bis zur Siedehitze steigt. Bei der Vorliebe der Japaner für warme Bäder sind sie sehr besucht, besonders die Schwefelquelle von Yumoto im Gebirge von Nikko und die heißen Bäder in den Bergen von Hakone, die auch durch ihre romantische Umgebung anziehend sind. Atami auf Izu hat ein japanischer Schriftsteller das japanische Karlsbad genannt; ebenso berühmt ist das Bad Ikao im Innern von Nippon.

Der Häufigkeit der Erdbeben haben wir schon gedacht. Eines der furchtbarsten war das vom Jahre 1891, bei dem die ganze fruchtbare Ebene von Owari, einer der Gärten Japans, in einem Umkreise von mehr als 1000 Quadratkilometern verwüstet und über 7000 Menschenleben vernichtet wurden. Doch der grausen Verwüstung entblühte wie so häufig in Japan neues Leben, dank der Rührigkeit und dem Fleiße seiner Bewohner, deren Charakter und von unseren Anschauungen oft so abweichende Lebensgewohnheiten wir im folgenden Kapitel schildern wollen.





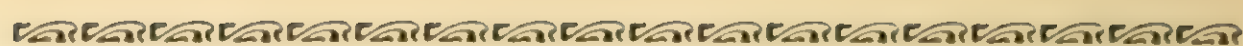
II.

Die Bewohner.

1. Charakteristik und Sitten des Volkes.

Bei einem so uralten Volke, wie es das japanische ist, ist es sehr schwer, seinen Ursprüngen nachzuspüren. Doch scheint es kaum zu bezweifeln, daß in den ältesten Zeiten das Volk der Ainos oder Ainu (d. i. Menschen), wie sie sich selbst nennen, die japanischen Inseln bewohnt habe. Sie haben ein dichtes, zottiges Kopf- und Barthaar und sind jedenfalls von den eingewanderten Japanern teils verdrängt, teils ausgerottet worden. Gegenwärtig findet man sie nur mehr auf Jezo und den Kurilen sowie im südlichen Sachalin.

Die Japaner selbst, die sich von den Chinesen ziemlich stark unterscheiden, sind ein mongolischer Stamm, der in sehr früher Zeit über Korea zunächst in das südliche Japan eingewandert ist und sich dann über die ganze Inselwelt ausgebreitet hat; doch dürften auch Malaien, vielleicht von den Philippinen, schon früh nach den südlichen Teilen Japans gekommen sein. Die weichen Linien ihres Körperbaues und ihrer Gesichtsbildung findet man unter den Typen der japanischen Bevölkerung ziemlich häufig. Ihr großer Reinlichkeitssinn, ihr freundliches und heiteres Wesen, aber auch ihre Sinnlichkeit, ihre Vorliebe für üppige Tänze treten uns auch im Wesen des japanischen Volkes entgegen. Die sanften und reizenden Linien in den Gesichtern der japanischen Geishas, jener gefälligen, ewig lächelnden Mädchen, die mit jedem japanischen Teehaus unzertrennlich verbunden sind, haben oft viel mehr vom

malaiischen, als vom ausgesprochen mongolischen Typus an sich.

Im allgemeinen sind die Japaner ein kleines Volk. Die Männer werden selten über 160 cm groß. Das geringste Militärmaß für Fußtruppen ist 150 cm. für die übrigen Waffengattungen 159 cm. Bei den Frauen gilt als durchschnittliche Größe 146 cm. Doch gibt es allerdings auch Ausnahmen, so den berühmten Generalstabschef Kawakami, der vor mehreren Jahren starb und der ein stattlicher, hochgewachsener Herr war. Diese Ausnahmen deuten auf Vermischung mit Ainublut, und man ist geneigt anzunehmen, daß die vorgeschichtliche Urbevölkerung der arischen Sprachenfamilie angehörte.

Das japanische Volk zeigt zwei Haupttypen, einen feineren und schlankeren, mit längerem Gliederbau, der sich hauptsächlich in der vornehmen Gesellschaft findet und einen derberen, plumperen, der die Kennzeichen der mongolischen Rasse deutlicher zur Schau trägt und besonders unter dem Landvolke sehr verbreitet ist.

Die Hautfarbe des Japaners ist hellgelb, doch zeigt sie viele Abstufungen bis zu dem satten Braun des Inders und dem lichten Schwarz mancher Negerstämme, aber sie ist durchaus nicht so auffallend wie bei den Chinesen. Das Haar ist schlicht und schwarz, auch das des meist schütteren und fast nie gelockten Bartes. Die geschlitzten Augen sind nur eine Folge des Schiefstehens der Lider, die gegen die Nase herabsinken.

„Der japanische Schönheitsbegriff", sagt Rein,[1] „verlangt eine helle Hautfarbe, ein langes, ovales Gesicht, schiefliegende Augen, einen kleinen Mund und eine hohe Nase. Da das weibliche Geschlecht durchaus nicht in allen seinen Exemplaren diesem Ideal entspricht, so wird viel mit kosmetischen Mitteln nachgeholfen und besonders die Gesichtsfarbe durch eine bleiweißartige Schminke stark weißgefärbt, während man dem Munde durch Auftragen von Rot eine kleine, zierliche Form zu geben sich bemüht. An der oft stumpfen und aufgestülpten Nase läßt sich freilich ebenso wenig ändern wie an der Form des Gesichtes und der Augen."

---

[1]) Japan nach Reisen und Studien, I. Bd., S. 541.

Im allgemeinen sind die Arme und Hände der Japaner, und zwar der Männer wie der Frauen, sehr schön und ebenmäßig gebaut, und manche europäische Salondame würde



Eine japanische Schönheit.

einen armen Lastträger oder Jinrikischa-Mann, der sich in das zierliche, zweirädrige Wägelchen einspannt, um es als Zugtier fortzubewegen, um seine kleinen und schönen Hände beneiden.



Wenn auch die heutigen Japaner keine ganz reine Rasse sind und verschiedene Volkselemente zu ihrer Heranbildung beigetragen haben, so sind die Unterschiede in der Bevölkerung doch nicht so groß, wie etwa die zwischen dem norddeutschen Pommer und dem süddeutschen Bajuvaren.

Auch der europäische Einschlag, den die japanische Kultur seit der Erschließung des Landes für die Abendländer erhalten hat, konnte daran wenig ändern. Die Kinder, die aus Mischehen zwischen Europäern und Japanern entstammen, sind meist sehr schön und von so heller Hautfarbe, daß sie eher Nordländern gleichen als den Süditalienern, denen sonst viele erwachsene Japaner auffallend ähnlich sehen.

Trotz aller fremden Kultureinflüsse sind die Japaner, besonders natürlich die Angehörigen der reicheren und vornehmeren Gesellschaftsklassen, von dem Geiste des Bushido durchdrungen, wie man den Kodex jener Ritterlichkeit zu benennen pflegt, der zu den Zeiten der alten Samurai als ungeschriebenes, aber peinlich beobachtetes Gesetzbuch in Kraft stand.

Was ist eigentlich das vielberühmte Bushido, das wörtlich soviel wie „Kämpfender Ritter Art“ bedeutet und dem der zum Christentum übergetretene Japaner Inazo Nitobé in dem berühmten Werke „Unser Vaterland Japan“ ein eigenes Kapitel widmet?

Das Rittertum der japanischen Samurai hat viele Berührungspunkte mit der Chevalerie zur Zeit des französischen Mittelalters oder dem deutschen Ritterwesen der Minnezeit, nur daß es einen ausgesprochen militärischen Charakter hatte und der Frauendienst, gemäß der untergeordneten Stellung, die das weibliche Geschlecht in Japan einnimmt, nicht in seinen Ehrenkodex aufgenommen ist.

Die vornehmsten Tugenden Bushidos sind Tapferkeit und Mut, der alles zu ertragen im stande ist. Darauf lief in erster Linie die Erziehung des Knaben hinaus und ist auch noch heute darauf gerichtet. Weint das Kind vor Schmerz, so tadelt es die Mutter und sagt ihm wohl: „Was willst du tun, wenn dir in der Schlacht der Arm abgehauen wird oder wenn du dir den Bauch aufschlitzen müßtest.“ In einem

beliebten japanischen Drama sagt der Prinz zu seinem Sohne: „Siehst du die jungen Sperlinge dort im Nest? Sie sperren



Ein Samurai.

ihre gelben Schnäbelchen weit auf, damit ihnen die Mutter das Futter hineinstecke. Aber für einen Samurai ist es eine Schande, Hunger zu fühlen, wenn man einen leeren Magen hat."

Als noch die zum Tode Verurteilten öffentlich enthauptet wurden, mußten kleine Knaben nicht nur der schrecklichen Prozedur beiwohnen, sondern auch zur Nachtzeit die Richtstätte besuchen und am Kopfe des Hingerichteten ein Zeichen zurücklassen zum Beweis, daß sie dort gewesen waren.

Die Zeiten sind milder geworden, aber der todesverachtende Mut der Japaner ist derselbe geblieben; ist ja im russisch-japanischen Kriege die ganze Mannschaft eines sinkenden Schiffes lieber untergegangen als sich gefangen zu ergeben.

Denn die zweite Eigenschaft des Bushido ist peinliches, unseren Begriffen oft unnatürlich erscheinendes Ehrgefühl. Sie trieb viele junge Japaner, die im letzten Kriege vom Militärdienste zurückgewiesen wurden, dazu, sich das Leben zu nehmen, weil sie es für eine Schande hielten, vom Dienste für das Vaterland ausgeschlossen zu sein.

Der Samurai sagte: die Schande ist wie eine Narbe am Baume, die Zeit vergrößert sie, statt sie zu vernichten. Damit hängt auch der uralte Gebrauch des Harakiri, Bauchaufschlitzens, zusammen, der im alten Japan häufig vorkam und auch jetzt noch nicht ganz erloschen ist, wenngleich das Harakiri als Todesstrafe abgeschafft ist. Der Samurai hielt es für unmöglich, seine befleckte Ehre zu überleben, und um der drohenden Schande zu entgehen, wählte er freiwillig und ohne das geringste Zeichen der Angst oder Furcht die genannte Todesart, die er mit einem Stoizismus ohnegleichen an sich selbst vollzog.

Von dem ungemein reizbaren Ehrgefühl, das noch immer im japanischen Volke liegt, erzählt uns Graf Königsmarck einige charakteristische Züge.

Der deutsche Gesandte hatte einst wegen ungebührlichen Betragens einen Reitknecht entlassen, den ihm sein Oberkutscher Tanaka empfohlen hatte. Dieser fühlte sich dadurch in seinem Ehrgefühl gekränkt und drohte, sich einen Finger abzuschneiden, wenn der Gesandte seiner Fürbitte für den Entlassenen nicht Gehör schenken wolle. Er verwirklichte auch seine Drohung und hieb sich sofort den Zeigefinger der rechten Hand ab. Er verbürgte sich nochmals für den entlassenen



Altjapanische Krieger.

Reitknecht und hätte sich sicher am nächsten Tage selbst umgebracht, wenn der Gesandte den durch ihn empfohlenen Diener nicht wieder in Gnaden aufgenommen hätte. Sein Herr hatte wirklich niemals mehr Anlaß, die Verzeihung zu bereuen.

Ein anderes Beispiel! Ein verarmter Samurai war genötigt, in die Dienste eines fremden Residenten zu treten, dem er als letzte Habe sein Schwert, „die lebende Seele des Sumarai", verpfändete. Bald nachdem er es wieder ausgelöst hatte, ließ sich sein Herr aus irgend einem Grunde hinreißen, dem alten Diener einen Schlag zu versetzen. Noch in derselben Nacht entleibte sich der Samurai durch Harakiri. Er konnte die Schande des ihm angetanen Unglimpfs nicht überleben, und da er seinem Herrn sein Schwert verpfändet hatte, glaubte er das Recht verwirkt zu haben, an diesem selbst Rache zu üben, was er sonst zweifellos getan hätte.

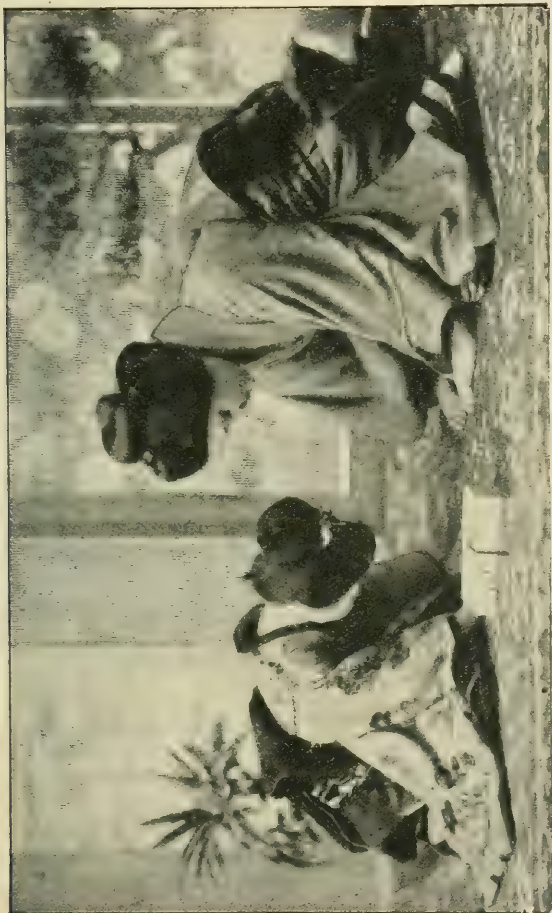
Eine weitere Forderung des Bushido ist die ritterliche Höflichkeit, die in einer Menge, uns oft seltsam erscheinender Etikettebezeugungen besteht, und die es für unpassend und unwürdig hält, einen andern zum Zeugen des eigenen Schmerzes zu machen oder sich auf irgend einer Äußerung von Trauer ertappen zu lassen.

Ein Samurai durfte keine Gemütsbewegung verraten, und selbst wenn er hinter der Tür stand, um das Atmen seines schwerkranken Kindes zu belauschen, mußte er in Angst schweben, dabei beobachtet zu werden.

Der Japaner fürchtet, dem Fremden lästig zu fallen, wenn er ihn zur Teilnahme an seinem Schmerz auffordern würde. Daher teilt er selbst eine traurige, ja eine nach unseren Begriffen erschütternde Nachricht mit einem sanften Lächeln mit. Das ist das berühmte Lächeln, das man fast immer, auch bei den ernstesten Anlässen auf den Gesichtern der Japaner findet und das den Europäer oft zur Verzweiflung treibt, wenn es auf dem Gesichte des Dieners erscheint, den er soeben wegen einer Ungehörigkeit heftig ausgescholten hat.

Auch die Knaben oder die Mädchen, die über das Alter

der kindischen Tränen hinaus sind, nehmen lächelnd die Strafe entgegen. Aber dieses Lächeln ist nicht Ausdruck des Trotzes



Begrüßung bei Besuchen.

oder der Gefühllosigkeit. Es will nur etwa sagen: „Kein böser Gedanke erfüllt mein Herz, ich habe weit Schlimmeres

verdient." Ebenso wie das Lächeln dessen, der eine Trauerbotschaft überbringt, ungefähr bedeutet: „Lassen Sie Ihre werten Gefühle durch meinen unwürdigen Bericht nicht aufregen; es ist wirklich sehr unbescheiden von mir, selbst auf Ihren gnädigen Befehl eine so verächtliche Sache wie meinen Kummer zu erwähnen."[1])

Dieser „Höflichkeit des Herzens" entspringen auch die dem Europäer oft komisch erscheinenden Formen der japanischen Etikette. Ein Japaner geht z. B. ohne Schirm in der heißen Sonne. Unterwegs trifft er einen Bekannten, der ein Schirmdach aufgespannt trägt. Sofort nimmt dieser nicht nur den Hut ab, sondern schließt auch den Schirm und setzt sich den glühenden Sonnenstrahlen aus, solang das Gespräch im Gange ist. Sein Gedankengang bei dieser uns absonderlich scheinenden Handlungsweise ist etwa folgender: „Sie stehen in der Sonne; ich würde Sie gern unter meinen Schirm nehmen, wenn er groß genug wäre oder wenn wir intimer bekannt wären. Da ich Sie nun vor der Sonne nicht schützen kann, so wäre es von mir unhöflich, wenn ich vor Ihnen etwas voraushaben wollte, deshalb will ich Ihre Unbequemlichkeit teilen."[2])

Dazu gehören auch die umständlichen Begrüßungszeremonien, die der Japaner niemals unterläßt und die selbst die jüngste Kellnerin in einem japanischen Teehause oder Gasthof beobachtet, wenn sie den Fremden begrüßt oder ihm ihre Dienste anbietet. Die kleinen, zierlichen Musmes (Mädchen) lassen sich auf die Hände fallen und berühren mit der Stirne den Boden, und zwar nicht bloß einmal, sondern jedesmal, wenn sie nach dem Begehren des Gastes fragen oder ihn bedienen.

Selbst im Bade beobachten die Japaner diese Formen der Etikette und es reizt den Europäer zum Lachen, wenn er in den Badeanstalten die erwachsenen Badenden in feierlichem Ernste diese begrüßenden Bücklinge und Verbeugungen ausführen sieht.

---

[1]) Laffadio Hearn, Izumo, S. 281.

[2]) Paalzow, Das Kaiserreich Japan, S. 26.

Der dem Europäer so häufig auffallende Mangel an Schamhaftigkeit, der es dem Japaner nicht anstößig erscheinen läßt, die intimsten Heimlichkeiten seines Hauswesens den neugierigen Blicken europäischer Beschauer preiszugeben, hat vielleicht seinen Grund in der harmlosen Kindlichkeit, die einen Hauptzug des japanischen Volkscharakters bildet. Daher auch die übersprudelnde, doch niemals ins Rohe ausartende Heiterkeit, mit der sich das Volk bei seinen vielen Festen ganz dem Genusse des Augenblicks hingibt, und die Freude, mit der die Erwachsenen an den Spielen der Kinder teilnehmen.

Der Japaner ist im Durchschnitt über die Stufe naiver Sinnlichkeit und Anschauung nicht hinausgekommen und hat daher auch auf dem Gebiete der Religion für tiefsinnige Dogmen und spekulative Lehrsätze wenig Verständnis. Er begnügt sich gern mit äußeren Symbolen und Zeremonien, so sehr das Volk auch, besonders das weibliche, für religiöses Empfinden empfänglich ist.

Aber selbst der gemeine Mann hat eine scharfe Beobachtungsgabe und überaus geschickte Hände und schon dieser Umstand erklärt die überraschend schnellen Fortschritte, die Japan unter der Leitung seiner europäischen Lehrmeister gemacht hat.

Die Kinder sind im allgemeinen in ihren jüngeren Jahren an Raschheit der Auffassung und Fertigkeit des Gedächtnisses ihren europäischen Altersgenossen überlegen; später, wo es mehr auf Verarbeitung des Gelernten ankommt, kehrt sich dieses Verhältnis allerdings häufig um.

Eine auszeichnende Eigenschaft des japanischen Volkes ist seine ausgesprochene Liebe zur Natur und sein Sinn für das Schöne. Ausbrüche brutaler Roheit kommen fast nie vor, wenn auch lang verschlossener Haß zuweilen zu abstoßenden Äußerungen der Volksleidenschaft führt. Kommen zwei Kulis auf der Straße mit ihren Handwägelchen aneinander, so entschuldigen sie sich mit vielen Verbeugungen. Das laute Schimpfen und Fluchen europäischer Wagenlenker ist in Japan so gut wie unbekannt. Die japanische Sprache kennt gar keine Schimpfworte.



Der Japaner ist vorherrschend Sanguiniker mit allen Vorzügen und Fehlern eines solchen. Er greift rasch zu und ist bei der Arbeit unverdrossen heiter. Freilich ermattet oft sein frischer Wagemut, wenn ihm nicht sogleich der Erfolg winkt. Der Stillstand vieler japanischer Fabriksunternehmungen, die ebenso schnell ins Werk gesetzt wie im Stich gelassen wurden, ist wohl auf diesen Charakterzug zurückzuführen.

Der Japaner ist ferner äußerst beweglich und unglaublich bedürfnislos. Wohl auch ein Grund der raschen Kulturfortschritte dieses Volkes. Während wir Abendländer uns nur sehr schwer entschließen, unseren Aufenthaltsort zu wechseln, bedarf es hiezu für den Japaner keiner längeren Überlegung. Auch der Ärmste aus dem Volke, der sich nicht einmal eine Eisenbahnfahrt gönnen kann, reist gern und viel. Seine nie durch Lederschuhe eingezwängten Füße vermögen leicht fünfzig englische Meilen täglich zurückzulegen; dabei begnügt er sich mit der kärglichsten Nahrung. Seine Reiseausrüstung kostet ein paar Heller und sein ganzes Gepäck hat er in ein Taschentuch eingebunden, in dem auch Kämme, Zahnstocher, Rasierzeug und Zahnbürste untergebracht sind. „Mit zehn Dollars", sagt Hearn, „kann der Japaner ein ganzes Jahr lang reisen, ohne arbeiten zu müssen, oder er kann einfach seine Reisekosten durch Arbeit verdienen, aber er kann auch als Pilger reisen."

Diese Beweglichkeit ist ein Hauptzug im Volkscharakter des Japaners, der vieles in seinen Erfolgen erklärt. Doch noch hervorstechender ist eine andere Seite seines Wesens. Der Japaner ist vor allem ungemein eitel und ruhmsüchtig; sein fieberhafter Ehrgeiz, es den mächtigsten Nationen der Erde gleichzutun, ja sie womöglich noch zu übertreffen, ist wohl neben der glühendsten Vaterlandsliebe, die ihn beseelt, der kräftigste Ansporn zu dem fast märchenhaften Aufschwunge des Landes gewesen.

Man hat viel über die Unzuverlässigkeit des japanischen Kaufmannes geklagt und gewiß sind manche dieser Beschwerden vollberechtigt; aber man darf nicht vergessen, daß Gelderwerb und Handel bis auf die neueste Zeit in Japan für unanständig galten und der verachtete Kaufmann sich daher wenig

bemühte, seinen Ruf zu verbessern. Ein japanisches Sprichwort lautet: „Nenne jemand einen Dieb und er wird stehlen."

Auch sind viele unerfreuliche Seiten des japanischen Volkscharakters aus der vollständigen Umwälzung zu erklären, die das ganze Volk innerhalb weniger Jahrzehnte durchmachen mußte. Das neue Kleid der Kultur, das dem Volke gewaltsam aufgedrängt wurde, hat sich ihm noch nicht angeschmiegt, und aus dem Halbfertigen oder Unfertigen der modernen japanischen Zivilisation erklärt sich manches, was dem Fremden abstoßend oder tadelnswert erscheinen mag.

Es wäre schlimm, wenn die Hauptgrundsätze des Bushido, die Ritterlichkeit und Höflichkeit des alten Japan, durch den gewaltigen staatlichen und gesellschaftlichen Umsturz, den das Land mitgemacht, für immer erschüttert worden wären und statt des guten Kerns nur eine blendende, aber täuschende Hülle zurückgeblieben wäre.

2. Die Familie.

Als diesen guten Kern müssen wir ganz besonders das Familienleben und das Verhältnis des Japaners zu seinen Kindern bezeichnen. Denn auf der Familie und der Erziehung der Kinder beruht vor allem der Bestand und die Wohlfahrt des Staates.

Man hat Japan das Paradies der Kinder genannt. Dieser Ausspruch ist vollberechtigt. Nirgend auf der Welt werden die Kinder mit so viel Liebe und Zärtlichkeit aufgezogen wie in Japan. Rauhe Scheltworte oder gar Schläge kommen nicht vor. Mit Kindern sich zu belustigen, macht jedem erwachsenen Japaner Freude. Niemals kehren Vater oder Mutter von einer Reise oder auch nur einem kleineren Ausfluge heim, ohne den Kleinen irgend eines der reizenden und billigen Spielzeuge mitzubringen, die man überall, besonders in der Nähe der Tempel, oft nur um ein paar Sen oder Rin erhält.

Da der Geist des japanischen Staats- und Familienlebens in dem Ahnenkultus wurzelt und die Familie schon deshalb fortgepflanzt werden muß, um den Totenkultus

aufrecht zu halten und den Vorfahren an den bestimmten Gedenktagen die vorgeschriebenen Familienopfer darzubringen, so legt der Japaner großes Gewicht auf Kindersegen, und ein Sprichwort lautet: „Richigi mono ko taxan“ (Biedere Leute haben viele Kinder); besonders wird natürlich auf männliche Nachkommenschaft Gewicht gelegt.

Bleibt diese versagt, so greift man zur Adoption. In älterer Zeit war diese noch viel verbreiteter als gegenwärtig, wo sie durch das bürgerliche Gesetzbuch eingeschränkt ist.

Es ist das unvergängliche Verdienst des Christentums, die Stellung der Frau gehoben und sie zur Gefährtin des Mannes gemacht zu haben.

Eine solche Gleichstellung der Frau kennt der Orientale nicht; sie ist auch in Japan unbekannt, wenngleich die Stellung der Frau dort immerhin besser ist als in China oder anderen orientalischen Ländern. Auch in Japan ist die Frau die Dienerin des Hauses, indem sie als Mädchen dem Vater, als Gattin dem Manne, als Witwe dem ältesten Sohne unbedingten Gehorsam schuldig ist und die schweren Pflichten der Kindererziehung und der Bestellung des Hauswesens stets lächelnd und ohne Murren ausüben soll.

Religiöse Zeremonien sind bei der Schließung einer japanischen Ehe so gut wie gar nicht erforderlich. Alles Notwendige wird durch Vermittler — gewöhnlich ein guter Freund des Bräutigams — besorgt; in den wenigsten Fällen kennt das auserwählte Mädchen vor der Hochzeit überhaupt den Mann, der ihm zugedacht ist.

Am Abend vor dem Hochzeitstage kleidet sich die Braut ganz in Weiß, die Farbe der Trauer in Japan; zum Zeichen, daß sie für ihre Familie gestorben ist; auch wird das Haus, nachdem sie es verlassen, sorgfältig gekehrt, wie nach einem Toten, der aus der Wohnung getragen wurde.

Wenn die Braut, begleitet von dem Heiratsvermittler und seiner Frau, das Haus ihres zukünftigen Gatten betreten hat, legt sie das weiße Kleid ab und hüllt sich in ihren schönsten Kimono. Eine Freundin reicht dann eine mit Reiswein gefüllte Schale abwechselnd dem Bräutigam und der Braut zum Trinken. Nachdem beide dreimal daran genippt,

wiederholt sich dies ein zweites und drittes Mal. Das ist alles; die Eheschließung ist vollzogen.

So wenig Förmlichkeiten bei der Schließung der Ehe in alter Zeit notwendig waren und auch heute außer der bürgerlichen Einregistrierung der Eheakten erforderlich sind, so rasch konnte der Mann zur Ehescheidung schreiten; denn nicht bloß Ausbleiben der Mutterschaft, sondern selbst schon Schwatzhaftigkeit oder mürrische Laune der Frau berechtigten den Mann zur Trennung der Ehe. Das ist heute, seitdem das bürgerliche Gesetzbuch in Kraft steht, wohl nicht mehr so leicht, aber Nebenfrauen sind dem Manne immerhin gestattet, wenn auch die legitime Gemahlin ihren Rang als Okusama (hohe Frau) immer behält. Aber all dies darf die Dienstfertigkeit und Heiterkeit der Japanerin nicht trüben und fast nie verschwindet das liebenswürdige Lächeln von ihren Lippen, das schon die kleinsten Mädchen so reizend macht und der unbedeutendsten Dienerin eines Teehauses vorgeschrieben ist.

Ehrerbietung gegen die Eltern ist die erste und höchste Kindespflicht. Das alte japanische Gesetz spricht eine Strafe von hundert Tagen Gefängnis gegen ein Kind aus, das sich während der gesetzlichen Trauer um Eltern oder Großeltern vermählt.

Es kommt nicht selten vor, daß ein Vater seine Tochter auf einige Jahre verkauft, um die Mittel zur Bestattung seines Vaters aufzubringen, und die Fälle, daß Mädchen mit Zustimmung ihrer Eltern Geishas wurden und in öffentlichen Teehäusern sich produzierten, um zur Aufrechthaltung des ärmlichen Haushaltes beizutragen, sind ziemlich häufig. Die Geschichte der siebenundvierzig Ronin, jener Lehensleute, die sich aufopferten, um den Tod ihres Herrn, des Daimio von Ako zu rächen, erzählt auch die rührende Episode eines Mädchens, das sich mit Zustimmung ihres Vaters und ihres Bräutigams auf drei Jahre verkaufte, um dem Verlobten die Mittel zur Reise zu seinen Mitverschworenen zu verschaffen, obwohl ihm und allen Verschwörern der sichere Tod in Aussicht stand.

Ein japanisches Sprichwort sagt: „Ko-hitsuji-wa hizama

zuite chichi-o nomu". „Das Lamm trinkt die Milch knieend", d. h., selbst das Tier hat Ehrerbietung vor der Mutter. In den japanischen Schulen ist ein Lesebuch verbreitet, das vierundzwanzig Erzählungen enthält, lauter Musterbeispiele für treue, aufopfernde Kindesliebe.

Eine dieser Erzählungen lautet folgendermaßen: Ein Knabe hatte eine böse Stiefmutter, die ihn sehr hart behandelte. Nichtsdestoweniger hielt er sich streng an das Gebot: Du sollst vor deiner Mutter Ehrfurcht haben. Eines Tages verspürte die harte Frau große Lust, einen Fisch zu essen. Aber es war strenger Winter und weit und breit kein Fisch zu haben. Da ging der Knabe hinaus zum Teich, um das Eis aufzuhacken, doch es war zu hart und widerstand selbst den stärksten Schlägen. Nun zog er seine Kleider aus und legte sich nackt aufs Eis, um dieses durch seine Körperwärme zum Schmelzen zu bringen. Wirklich entstand bald ein ziemlich großes Loch im Eis und der Kleine erblickte ein paar prächtige Karpfen; diese fing er und brachte sie seiner bösen Stiefmutter.

Ein ähnliches Geschichtchen ist das folgende: Ein Knabe, der eine besonders feine und empfindliche Haut hatte, setzte sich in einer schwülen Sommernacht unbekleidet auf die Veranda des Hauses und gab seinen Körper den Stichen der Moskitos (Stechmücken) preis, um sie von seinen Eltern abzulenken, da diese wegen der Mückenplage nicht schlafen konnten.

Rührend ist auch die Erzählung von dem armen Manne, der für seinen alten Vater und für seinen Sohn sorgen mußte, aber so dürftig war, daß er nicht im stande war, sich und die beiden zu ernähren. Er sagte sich, daß, wenn sein Sohn nicht mehr am Leben sei, er für den greisen Vater allein wohl die Mittel zum Lebensunterhalt aufbringen könnte. Er beschloß daher, den Knaben lebendig zu begraben. Aber als er schon eine tiefe Grube zu machen sich anschickte, stieß er mit dem Spaten an einen harten Gegenstand. Es war ein großes Gefäß mit Goldstücken. Alle Not war nun zu Ende und seine Kindesliebe fand sich belohnt.

Sehr hübsch ist auch die folgende Kindergeschichte, die Lafkadio Hearn erzählt. Zwei blutarme Bauersleute aus

Tittori hatten zwei Knaben von sechs und acht Jahren, denen sie die rührendste Sorge zuwendeten. Doch sie siechten bald dahin und ließen die Kleinen ganz allein in dem armseligen Häuschen zurück. Nun verkauften diese nach und nach alles bis auf einen kleinen Futon (Bettdecke), den sie aber schließlich auch veräußern mußten, denn sie hatten nichts zu essen; und endlich mußten sie selbst die elende Hütte verlassen, in der sie unter dem dünnen Futon, eng aneinandergeschmiegt, so oft gefroren hatten. Immer hatte der ältere den jüngeren gefragt: Ami-San samukaro? (Dir ist wohl kalt?) Und immer hatte das feine Stimmchen des Kleinen geantwortet: Omae samukaro (Nein, dir ist wohl kalt?) Jetzt waren sie aus dem Häuschen gestoßen und stapften in ihren dünnen blauen Kimonos durch den hohen Schnee bis zum nahen Tempel der Göttin Kwannon, der Beschützerin der Kinder. Da breitete die Göttin einen warmen, weißen Futon über sie, so daß sie keine Kälte mehr fühlten und einschliefen. Sie waren im Schnee erstarrt.

Die Bettdecke der Kinder, ihr letztes Habe, aber hatte ein Händler erstanden, dem sie ein Wirt abkaufte. Doch kein Gast konnte darunter schlafen, denn kaum wollte er ein Auge schließen, so hörte er feine Kinderstimmen fragen: „Ami-San samukaro?“ Und dann: „Omae samukaro?“ Man forschte endlich dem Geheimnis nach und so kam die Geschichte dieser armen Kinder auf; sie wurden im Tempel der Kwannon bestattet und ihr Andenken blieb hoch geehrt.

Arme und beklagenswerte Kinder gibt es natürlich auch in Japan, aber im allgemeinen verfließt das Leben dieser süßen Geschöpfchen in Heiterkeit und Lust, wolkenlos wie der blaue Frühlingshimmel, der sich über das japanische Eiland spannt, und es gibt nichts Fröhlicheres als die japanischen Kinderfeste, bei denen die Knaben Drachen steigen lassen, und die Mädchen sich am Spiel mit dem Federball ergötzen, während die Erwachsenen über die tollen Luftsprünge ihrer Kleinen herzlich lachen.

Die Kinder werden in Japan nicht auf den Armen getragen, sondern am Rücken festgebunden und die Mütter gehen ihren häuslichen Beschäftigungen nach oder betreiben auch

Feldarbeit, während sie das Kleine, das lachend über ihren Kopf hervorschaut, huckepack tragen. Auch den älteren Mädchen werden die kleineren Geschwister auf den Rücken gebunden; und selbst ganz winzige, putzige Musmes tragen bereits in ähnlicher Weise eine Puppe am Rücken, damit sie sich an diese Last, die sie aber nicht im geringsten an Spiel und Tanz hindert, gewöhnen.

Einst fragte ein japanischer Schüler Lafkadio Hearn, der Unterricht im Englischen erteilte:

„Herr Lehrer, wie tragen denn die europäischen Frauen ihre Kinder?“ Und es entwickelte sich folgendes Gespräch:

„Auf dem Arm.“

„Wie ermüdend! Und wie weit kann eine Frau mit dem Kinde auf dem Arm gehen?“

„Ein kräftige Frau kann mehrere Meilen so gehen.“

„Aber wenn sie das Kind so trägt, kann sie doch ihre Hände nicht gebrauchen, nicht wahr?“

„Wenigstens nicht sehr gut.“

„Dann ist es aber sehr unpraktisch, die Kinder so zu tragen.“

Überhaupt ist Hearn voll des Lobes über die sittsame Art, mit der die Kinder, kleine und große, sich in der Schule betragen, über ihre Freundlichkeit untereinander, ihre Ehrerbietung gegen ihre Lehrer und den Eifer, den sie in der Aneignung von Kenntnissen an den Tag legen.

Über die japanischen Lehrerbildungsanstalten schreibt Hearn:

„Die Aufnahme der Schüler erfolgt auf Grund einer Prüfung und eines Zeugnisses über den guten Charakter des Zöglings. Aber die Zahl der Zugelassenen ist natürlich beschränkt. Die jungen Leute zahlen nichts, weder Schulgeld noch Geld für Verpflegung, Wohnung, Kleider und Bücher. Für alle diese Bedürfnisse kommt der Staat auf; aber als Gegenleistung verlangt er, daß die Schüler nach ihrer Graduierung dem Staat ihre Lehrtätigkeit fünf Jahre lang zur Verfügung stellen.

„Die Disziplin ist militärisch streng, sie ist dies oft so sehr, daß der Graduierte einer solchen Anstalt von dem Kriegsgesetz für mehr als ein Jahr von der Militärpflicht befreit

ist ... Es wird ein Geist der Männlichkeit gepflegt, der Roheit verpönt, aber Selbstvertrauen und Selbstbeherrschung entwickelt. Wenn der Schüler das Wort an seinen Lehrer richtet, muß er ihm ins Gesicht sehen und seine Worte nicht nur deutlich, sondern auch mit sonorer Stimme aussprechen. Der Anstand in der Schule ist auch schon zum Teil durch die Beschaffenheit der Schulzimmereinrichtung bedingt. Die zierlichen Tischchen sind so klein, daß das Aufstützen der Arme unmöglich ist; die Stühle haben keine Lehne und der Schüler ist deshalb gezwungen, sich bei der Arbeit vollkommen geradezuhalten. Aber auch peinlichste Reinlichkeit und Nettigkeit wird von ihm gefordert. Wann und wo immer er einem Lehrer begegnet, muß er Halt machen, die Haken zusammenschlagen und in kerzengerader Haltung militärisch salutieren. Und dies geschieht mit einer behenden Anmut, die sich kaum beschreiben läßt.

„Das Benehmen der Klasse während der Lehrstunden ist beinahe zu tadellos. Nie hört man auch nur ein Flüstern, nie blickt einer ohne Erlaubnis vom Buch auf. Aber wird ein Schüler mit Namen aufgerufen, so schnellt der Jüngling alsogleich auf und antwortet mit so vernehmlicher und weithintönender Stimme, daß der Kontrast mit der lautlosen Stille und Selbstbeherrschung der übrigen anfangs beinahe verblüffend wirkt.

„Während die Mittelschüler uniformiert sind, tragen die Kleinen meist noch das japanische Kleid, die Knaben den dunkelblauen Kimono; die Mädchen farbige Gewänder und gewöhnlich himmelblaue Hakamas (sehr weite, unten zugebundene Beinkleider). Auch die Elementarschüler und Schülerinnen, die von den männlichen und weiblichen Zöglingen der höheren Jahrgäng unterrichtet werden, sind bei aller angeborenen Fröhlichkeit sehr gesittet und malen ihre Papierbogen mit unverdrossenem Eifer mit den schwierigen japanischen und chinesischen Wortzeichen voll."

Hearn sagt, daß ihm während seiner ganzen Lehrtätigkeit nie irgend eine ernste Zwistigkeit zwischen den Schülern bekanntgeworden sei und daß er auch nie von einer Rauferei zwischen seinen Zöglingen etwas gehört habe, obwohl er weit über 800 Knaben und junge Leute unterrichtet hätte.

Dieses gute Betragen der jungen Welt in der Schule ist ohne Zweifel auf die häusliche Erziehung zurückzuführen. Im Elternhause lernt das Kind Achtung vor der Autorität und unbedingten Gehorsam gegen die Gebote der Eltern, den es dann auch auf die Gesetze des Staates, dessen höchste Verkörperung der Kaiser ist, überträgt. Und nichts ist erhebender als eine japanische Schulfeier, bei der der Statthalter der Provinz, von den Klängen der uralten Volkshymne begrüßt, erscheint und aus einer seidenen Hülle die kaiserliche Botschaft hervorzieht, die sich auf die Organisation der Schulen bezieht. Er führt die Rolle zuerst ehrfurchtsvoll an die Stirn, dann beginnt er zu lesen.[1])

„Chokujo. Chin omommiru ni waga koso kono kuni wo."

Wir glauben, daß die Begründer Unseres Kaiserreiches und die Vorläufer Unseres kaiserlichen Hauses das Fundament Unseres Landes auf einer großen und unerschütterlichen Grundlage errichtet haben und daß ihre Herrschaft auf den Grundsätzen tiefer Humanität und weisen Wohlwollens beruht. Daß Unsere Untertanen sich durch jahrhundertelange Loyalität, Pietät und einsichtsvolle Mitwirkung Verdienste um den Staat erworben haben, steht in Übereinstimmung mit dem Grundcharakter Unserer Nation. Auf diesem selben Grundsatz ist auch unsere Schulerziehung aufgebaut.

„Ihr, Unsere Untertanen, seid deshalb kindlich gegen eure Eltern, liebevoll gegen eure Brüder; seid verträglich als Ehemänner und Frauen und treu gegen eure Freunde, betraget euch mit Anstand und Würde, übt Großmut und Wohlwollen gegen eure Nachbarn, gehet euren Studien und Bestrebungen nach, veredelt euren Verstand und hebt und vertieft eure Sittlichkeit, sorgt für das öffentliche Wohl und fördert gemeinnützige Interessen, beobachtet stets die Gesetze und die Verfassung des Reiches und zeigt allzeit euren persönlichen Mut für das Wohl des Landes und stützt so die kaiserliche Macht, welche mit den himmlischen und irdischen Mächten eins ist.

„Solches Verhalten von eurer Seite wird nicht bloß den Charakter unserer loyalen und guten Untertanen stählen,

---

[1]) Lafkadio Hearn, Izumo, S. 72 f.

sondern auch zur Erhaltung des Ruhmes eurer würdigen Vorfahren beitragen.

„Dies ist die Uns von Unseren Vorfahren vererbte Richtschnur, die Unsere Untertanen befolgen sollen; denn die Wahrheit hat sie allzeit geleitet und leitet sie noch heute in ihrem Tun und Lassen und in ihrem Vorgehen gegen Fremde.

„Deshalb hoffen wir, daß Wir und Unsere Untertanen diesen heiligen Vorschriften mit derselben Gesinnung nachstreben werden, um zu dem gleichen Ziele zu gelangen."

Man sieht, es sind gute Grundsätze, die den japanischen Kindern zu Hause und in der Schule eingeflößt werden; und nur die noch immer untergeordnete und zum Teil unwürdige Stellung der Frau läßt das japanische Familienleben nicht auf jener Höhe erscheinen, die unseren geläuterten Begriffen vollkommen entsprechen würde.

3. Haus, Wohnung und Kleidung.

Trotz aller ans Fabelhafte grenzenden Fortschritte des modernen Japan ist der weitaus überwiegende Teil der Bevölkerung in Bezug auf Wohnung und Lebensweise den Sitten der Urväter getreu geblieben. Kaum der vierhundertste Teil der gesamten Bevölkerung Japans hat sich, was Lebensführung anbelangt, europäisiert. Und auch der vornehmere Japaner trägt nur in der Fremde oder fremden Besuchern seines Landes gegenüber abendländisches Wesen zur Schau; daheim und unter den Seinen ist er der Japaner, der er stets war.

Wer kennt im Abendlande nicht die japanische Kleidung, wie sie in unzähligen Ab- und Nachbildungen überall verbreitet ist? Das Hauptkleid des Japaners, u. zw. sowohl der Frau wie des Mannes, ist der Kimono, ein vorn offenes, schlafrockartiges Gewand, das mit einem Gürtel festgehalten wird und beim weiblichen Geschlecht enger und länger ist, ja bei festlichen Anlässen oft in eine ansehnliche Schleppe ausläuft. In den Gürtel steckte der Samurai seine zwei Schwerter, die Abzeichen seiner Würde.

Der Gürtel bei den Frauen, Obi, besteht aus einem breiten, oft sehr kostbaren Bande, das rückwärts in eine kunst-

volle Schmetterlingsschleife zusammengebunden ist, die bis in den Nacken reicht und wie ein Kissen den größten Teil des Rückens bedeckt. Ein schöner Obi ist der Stolz jedes Mädchens. Auch der Kimono ist oft aus den prächtigsten Stoffen verfertigt, aus schwerem, überreich mit Stickereien geschmücktem Seidenbrokat, der in den zartesten und hellsten Farben schimmert. Nur Kinder tragen einen grellroten Obi. Es ist üblich, den Kimono je nach der Jahreszeit zu wählen; im Frühling Stickereien aus Kirschblüten, Päonien, Iris- oder Lotusblumen, im Herbste solche aus Chrysanthemen zu tragen. Das herrlichste Schauspiel bei den Blumenfesten in den kaiserlichen Gärten war, solange noch nicht europäische Kleidung für die Hofetikette vorgeschrieben war, das bunte Bild der nationalen Frauentrachten, der in Silber, Gold und Farben prangenden Kimonos. Die tanzenden und musizierenden Geishas, ohne die sich der Japaner eine gesellschaftliche Unterhaltung schwer denken kann, verdanken den Haupteindruck, den sie auch auf den Fremden hervorbringen, ihren wunderbaren Toiletten, die in allen Farben des Spektrums schillern, und der graziösen Verwendung ihrer Fächer und Sonnenschirme, die sie bei ihren wiegenden mimischen Bewegungen — denn darin besteht eigentlich ihr ganzer Tanz — in Tätigkeit setzen.

In den Falten der langen Ärmel und in ihren Obis wissen die Japanerinnen und auch die Japaner eine Menge Sachen und Sächelchen unterzubringen, hauptsächlich Toilettegegenstände, Schminkbüchsen, Puderquasten u. s. w., vor allem die auch den Damen unentbehrlichen Rauchrequisiten. Denn auch Mädchen und Frauen rauchen, und zwar größtenteils aus Pfeifchen, deren Metallkopf nicht viel größer ist als ein Fingerhut, so daß er nur für drei bis vier Züge ausreicht und immer wieder an den überall im Hause befindlichen Bambuskistchen abgestreift und von neuem angefüllt werden muß, was mit großer Fertigkeit und Anmut geschieht.

Unterkleider trägt der Japaner nicht immer. Es kostet uns ein Lächeln, wenn Graf Königsmarck[1]) erzählt, daß er auf Deck eines Passagierdampfers neben dem Salon ein

---

[1]) Japan und die Japaner, S. 101.

Riesenplakat in massivem Holzrahmen angebracht gesehen habe, auf dem in japanischer und englischer Sprache die gesellschaftlichen Vorschriften für die Passagiere aufgezeichnet waren,



Die Schneiderin.

darunter § III: „Es wird gebeten, bei Tisch in Hosen zu erscheinen."

Der Japaner stößt sich nicht im mindesten daran, wenn er im Sommer, der in Mitteljapan allerdings drückend schwül zu sein pflegt, Bauern und Bäuerinnen fast ganz unbekleidet

auf dem Felde arbeiten sieht. Es mag dies weniger im Klima begründet sein, denn der Araber hüllt sich bekanntlich in Burnus und Turban ein, als vielmehr in der Gewöhnung des Volkes. Wäsche in unserem Sinne kennt der Japaner nicht und der Jinrikisha-Mann oder der Packträger entledigte sich in früherer Zeit gern der Oberkleider. Jetzt bestehen strenge Verordnungen.

Der gemeine Mann trägt eine kurze Hose aus Baumwolle oder Hanf. Auch das Tätowieren, das früher sehr verbreitet war und oft den Mangel einer Toilette ersetzte, ist jetzt abgeschafft. Wenn es regnet, schlüpfen Bauern und Bäuerinnen in eine Art Mäntel aus grobem Stroh und stülpen auch solche Hüte auf den Kopf, so daß sie fast wandelnden Strohschobern gleichen.

An den Füßen tragen Männer und Frauen Holzpantoffeln, G e t a s, die aus einer Sohle aus leichtem Holz bestehen, die an den Fersen und unter den Zehen mit einem etwa fünf Zentimeter hohen Brettchen versehen ist und mit einem zwischen den großen Zehen und über den Fußrücken laufenden Bande befestigt wird. Daher ist auch bei den Socken (tabi) die große Zehe abgetrennt. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Holzpantoffeln den Gang der Frauen ungraziös und dem Watscheln der Ente nicht unähnlich machen, aber andererseits sind sie bei den häufigen Regengüssen und den oft grundlosen Straßen und Wegen eine Notwendigkeit.

Possierlich ist die auf eigenen Holzetageren aufgestellte Legion von Getas, die man vor den meist massenhaft besuchten Theatern oder vor anderen Gebäuden, in denen öffentliche Unterhaltungen stattfinden, sieht, und die unsere Garderoben vertreten. Höchst ergötzlich ist auch der Kampf um die mit Nummern versehenen Holzpantöffelchen nach Schluß der Vorstellung, aber trotz lauter Rufe und Reden geht alles in Frieden und mit viel Lachen ab.

Der Japaner streift sein Schuhwerk immer ab, mag er nun einen Tempel oder sein eigenes Haus betreten. Auch würden die weichen Binsen- und Strohmatten, mit denen der Boden aller Wohnräume bedeckt ist, ein Auftreten mit unseren starken Schuhen nicht gestatten.

Die Bauart des japanischen Hauses ist von der des unsrigen gänzlich abweichend. Es ist fast wie ein großer Vogelkäfig, der nach allen Seiten Einblick gestattet. Nur zur Nachtzeit wird das Haus durch hölzerne Läden geschlossen, die rings um die in jeder Etage befindlichen Veranden in Rillen gleiten und tagsüber in Kisten zusammengeschoben stehen. Der Japaner kennt keine Abgeschlossenheit in unserem Sinne. Daraus erklärt sich wohl auch die naive Unbefangenheit, die dem Volke von Jugend an eigen ist.

Über die Schnelligkeit, mit der in Japan ein Haus aufgebaut wird, lesen wir bei Hearn[1]) folgende hübsche Stelle: „Wenn ich des Morgens mein Heim verlasse, sehe ich an der nächsten Straßenecke, wie einige Männer an einer freien Stelle einige Bambuspflöcke aufrichten. Bei meiner Rückkehr nach fünf Stunden finde ich an derselben Stelle das Gerüst eines zweistöckigen Häuschens. Am nächsten Vormittag sehe ich, daß die Mauern — mit Lehm überstrichenes Flechtwerk — beinahe fertig sind. Bei Sonnenuntergang ist das Haus schon unter Dach. Am folgenden Morgen sehe ich die Matten schon gespannt und die innere Verputzarbeit schon beendet und in fünf Tagen ist das Haus fix und fertig. Dies ist freilich ein wohlfeil hergestelltes Haus; ein feineres würde weit mehr Zeit und Kosten erfordern. Aber japanische Städte bestehen zumeist aus solchen einfachen Häusern. Sie sind eben so billig als sie einfach sind."

Die einzelnen Wohnräume des Hauses sind nur durch verschiebbare Papierwände voneinander getrennt und man kann sie ebenso leicht erweitern wie verengen. Eigene Schlaf- oder Arbeitsräume oder Empfangsalons kennt der Japaner nicht. Bald wird da, bald dort Aufenthalt genommen, je nach Geschmack und Laune. Daraus ergibt sich auch die Einrichtung der japanischen Wohnräume oder vielmehr der Mangel eigentlicher Einrichtungsgegenstände.

Außer dem Kohlenbecken, das zur Winterszeit in Anwendung kommt, und verschiedenen Vasen, in denen immer lebende Blumen stecken, ist an Möbeln fast nichts zu sehen.

---

[1]) Lafkadio Hearn, Kokoro, S. 50.

Ebenso fehlen schwere Gemälde an den Wänden; ihre Anbringung ist bei der Leichtigkeit der Wände unmöglich; dagegen werden Katemonos aufgehängt, Rollbilder, feine Tuschzeichnungen auf Tapeten oder Seide oder auch in zarten Farben ausgeführte Natur- und Landschaftsbilder, in denen die japanischen Maler Meister sind.

Unentbehrlich sind nur in jedem japanischen Wohnraume zwei Gegenstände: das Hibaschi (sprich Chibaschi, in Tokio fast wie Schibaschi) und das Tabako-bon. Das Hibaschi ist ein tragbarer Kessel, Topf oder Napf, mit Asche gefüllt, in die glühende Kohlenstückchen gelegt werden. So wird das Wasser für den Tee, der zu jeder Tageszeit und zu allen Mahlzeiten getrunken und auch jedem Besucher sofort angeboten wird, stets warm gehalten; überdies dient das Hibaschi, um das alle herumhocken, an kühlen Tagen auch zum Erwärmen. Das Tabako-bon ist eine Art Präsentierteller, auf dem ebenfalls glühende Kohlen liegen zum Anzünden der kleinen Pfeifen und Abstreifen der Asche.

Bettstellen gibt es gleichfalls nicht; man schläft auf Matratzen oder wattierten Decken, Futons, die erst zur Nachtzeit aus den schwarzlackierten und mit Schiebetüren versehenen Kasten hervorgeholt und auf den Boden gelegt werden. Als Kopfkissen dient eine Art Holzschemelchen mit halbmondförmigem Ausschnitt über das oft ein Futon gebreitet wird und das vor allem geeignet ist, die Frisur der Damen, die in ihrem kunstvollen Aufbau oft für mehrere Tage vorhalten muß, zu schonen, da nur der Hals des Schläfers aufliegt und der Kopf frei bleibt. Vor dem Schlafengehen schlüpft der Japaner in den Kamaki, eine Art Nachtkleid mit sehr weiten Ärmeln, das im Winter steif auswattiert ist.

In keiner japanischen Wohnung fehlt der Hausaltar in Gestalt eines hölzernen Schintotempelchens, den Ahnenschrein enthaltend, auf dem die Namen und Lieblingssprüche der Verstorbenen aufgezeichnet sind. Vor dem Hausaltar stehen immer kleine Lackgefäße für die Opfergaben an Sake, Tee und Reis, und Vasen zur Aufnahme heiliger Pflanzen. Vor dem Ahnenschrein der Reichen brennt unausgesetzt eine Lampe, während der Arme die seine nur am 1., 15. und 28.

des Monates, den sogenannten Schintofeiertagen, entzündet. In diesen Tagen wird auch der Schmuck von Fichtenzweigen, Farnen, Blumen und Bambus erneuert und frische Strohseile (buddhistische Symbole) zur Abwehr der bösen Geister an den Türen aufgehängt.



Frauen-Schlafzimmer.

Ebenso unzertrennlich von einer japanischen Wohnung ist die Badestube, die an der Hofseite liegt. In dieser steht die bottichartige Badwanne, der Furo; sie ist mit einer Art Heizvorrichtung versehen, durch die das Wasser bis auf 40° bis 50° C erhitzt wird. Denn das ist die Temperatur, wie sie der Japaner Sommer und Winter zum Baden liebt. Gewöhnlich gegen Abend, zwischen fünf und sechs Uhr, baden alle Hausgenossen, zuerst die Herrenleute, dann die Diener in demselben Bottich. Übrigens badet man in Japan auch zuweilen mehrmals des Tages und es gibt kaum ein Städtchen, das nicht eine öffentliche Badeanstalt hätte, deren Benutzung für die Ärmeren meist nur zwei Sen (etwas über 4 Heller) beträgt.

Gewöhnlich setzt man sich nach dem Baden zu Tische, wenn dieser Ausdruck überhaupt für eine japanische Häuslichkeit passen würde. Denn Tische und Stühle sind auch beim Essen eine ganz unbekannte Sache. Man hockt auf den Fersen und führt die kleinen Schälchen bis nahe an den Mund, während man mit der rechten Hand mittels der zwei Eßstäbchen (Hashi), aus Holz oder Elfenbein, die festen Speisen auffaßt und mit großer Geschicklichkeit in den weitgeöffneten Mund schiebt. Bei keiner Mahlzeit fehlt in Wasser gekochter Reis. Er ist ein so wichtiger Bestandteil jedes Mahles, daß man die einzelnen Mahlzeiten geradezu nach ihm benennt und von einem Morgen-, Mittag- und Abendreis (Asa-gozen, Hiru-gozen und Yu-gozen) spricht, wie wir von einem Morgen-, Mittag- und Abendbrot sprechen. Der Reis ersetzt in der Tat das Brot, das der Japaner nicht kennt. Doch gibt es arme Bauern, die auch den Reis noch für zu kostspielig ansehen und ihn lieber verkaufen, während sie sich mit Gerstensuppe und Hülsenfrüchten begnügen.

Fast bei jeder Mahlzeit wird auch der weiße wilde Rettich, Daikon, serviert, der in Stücke geschnitten und in Salz eingemacht ist. Ebenso gern werden die süßen Kartoffel, Bataten, verschiedene Arten von Bohnen, die Wurzeln der Lotusblumen, junge Meeresalgen, vortreffliche Pilze, die zarten Triebe des Bambus und allerlei Seetiere und Fische in rohem und geräuchertem Zustande genossen. Im großen ganzen entspricht eine echt japanische Mahlzeit keineswegs dem europäischen Gaumen, wenn sie auch vielleicht immerhin noch verdaulicher ist, als die gastronomischen Genüsse der chinesischen Tafel.

Der Japaner bleibt gern lang bei der Mahlzeit und genießt die Speisen nicht in einer bestimmten Reihenfolge, sondern kostet bald hier, bald dort, trinkt und raucht auch dazwischen und spricht dabei gern und laut. Bei jeder Mahlzeit wird Tee serviert, der aus kleinen Lack- oder Porzellanschalen getrunken wird. Der grüne japanische Tee, Cha, wird als leichter Aufguß ohne irgend eine Zutat genossen und ist sehr wohlschmeckend und besonders auf Reisen und nach größeren Strapazen überaus anregend.

Das Nationalgetränk der Japaner, das auch auf der Straße verkauft, aber in der Hauswirtschaft nur an Festtagen getrunken wird, ist der Sake, eine Art Bier oder Wein,



Bei der Tee-Ernte.

aus gegorenem Reis erzeugt. Es wirkt leicht betäubend, aber nicht wegen des reichen Alkoholgehaltes, sondern wegen des schädlichen Fuselöls, das darin vorkommt. Graf Königsmarck sagt von diesem Getränk: „Es schmeckt wie Spiritus,

riecht wie Bier, wirkt berauschend wie Wein, aber wie ein schlechter. Man trinkt den Sake warm oder kalt, am besten aber gar nicht." — Aber an einer andern Stelle seines interessanten Buches spricht derselbe Reisende von „jenem warmen blaßgelben Sake, der uns mit wohligem Behagen durch die Adern rinnt, uns zufrieden stimmt, in Entzücken versetzt."

Tatsache ist, daß die Japaner ihren Sake in großen Mengen konsumieren und daß es an manchen Tagen auch nicht wenige Berauschte auf den Straßen gibt, denen dieses eigentümliche Gebräu zu Kopfe gestiegen ist. In neuerer Zeit macht ihm aber das Bier sehr starke Konkurrenz, und zwar japanisches, in japanischen Brauereien erzeugtes Bier, das leicht und wohlschmeckend sein soll, wenn man den deutschen Reisenden, die vielleicht, besonders an drückend heißen Sommertagen, in Bierangelegenheiten etwas nachsichtig sein mögen, Glauben schenken darf. Auch die Erzeugung des Bieres, dessen Export nicht unbedeutend ist, haben die Japaner von den Deutschen gelernt, dann aber ihre Lehrmeister fortgeschickt und die Fabrikation selbst in die Hand genommen, wie in so vielen Zweigen der Industrie und des Gewerbes, entsprechend dem Grundsatze, dem sie oft mit Rücksichtslosigkeit und nicht immer zu ihrem Vorteil huldigen: „Japan den Japanern!"

Sehr beliebt bei alt und jung sowie bei beiden Geschlechtern ist der Tabak, der aber heutigen Tages nicht mehr ausschließlich aus den haselnußgroßen Pfeifenköpfchen, sondern auch in Form von Zigaretten geraucht wird, wobei der Rauch eingeschlürft und aus Mund und Nase herausgestoßen wird. Daher sagt der Japaner nicht: „Ich rauche", sondern „ich trinke Tabak", „tabako-o nominasu", sowie man auch in alten Zeiten in Deutschland sagte.

4. Sprache und Literatur.

Wenn man mit Recht behauptet, daß die Sprache der Gradmesser der Kultur eines Volkes ist und daß Armut im Wortschatz oder Unbeholfenheit im Bau einer Sprache mit

der geistigen Entwicklung einer Nation gleichen Schritt halten, so darf man schon aus der japanischen Sprache den Schluß ziehen, daß das Volk für die höchsten Aufgaben des Denkens und für die feinste Blüte der Spekulation wenig empfänglich ist. Denn, wie alle agglutinierenden[1]) Sprachen, ist auch die japanische infolge der Schwerfälligkeit ihrer Grammatik und ihres Satzbaues für die Entwirrung schwerer Gedankenoperationen wenig geeignet.

Die japanische Sprache ist ein Zweig der uralo-altaischen Sprachenfamilie und mit dem Mandschu und dem Koreanischen verwandter als mit dem Chinesischen, obwohl sie ihre eigentliche Ausbildung und Bereicherung aus dem Lande der Mitte erhalten hat. Die alte Volkssprache, das Yamato-Kotoba, floß mit dem Chinesischen zusammen, ohne sich aber so zu verschmelzen, wie das Angelsächsische und Normannische, aus dem das heutige Englisch besteht. Das heutige Japanisch ist mehr ein Mosaik als ein Amalgam.

Auch die Schrift stammt aus China. Während aber die chinesische Schrift für jedes Wort ein eigenes Zeichen hat, beschränkt sich die Silbenschrift der Japaner, deren genialer Erfinder der Gelehrte Kibi-no-Mabi (gestorben 773 n. Chr.) ist, auf 47 Wortzeichen. Man nennt dieses Alphabet das Katakana; daneben gibt es auch noch ein anderes Alphabet, das Hirakana, eine Art Kursivschrift, die bei Briefen und Zeitungen und im gewöhnlichen schriftlichen Verkehr angewendet wird. Mit dem Aufschreiben und Hersagen des Katakana wird in der Schule begonnen.

Wenn man aber bedenkt, daß höhere Studien in Japan ohne die Kenntnis des Chinesischen und seiner zahllosen Schriftzeichen nicht denkbar sind, so kann man sich vorstellen, wie langwierig und zeitraubend allein die Aneignung der elementaren Kenntnisse der Sprache und Schrift in den japanischen Schulen ist. Dazu kommt, daß heute in allen mittleren und höheren Lehranstalten Japans fremde Sprachen

---

[1]) Agglutinierend nennt man jene Sprachen, welche die grammatischen Veränderungen der Wurzelwörter nicht durch Biegung und Lautwandel sondern durch „Anleimen" von Flexionssilben bilden.

gelehrt werden. Es ist daher wohl begreiflich, daß die überaus ehrgeizige japanische Jugend unter dieser furchtbaren Überbürdung oft schon im zarten Alter erliegt, und Lafkadio Hearn hat recht, wenn er auf die Überanstrengung japanischer Schüler hinweist und sie ungleich höher schätzt als die europäischen Zöglingen gleichen Alters zugemutete. Denn außer dem ungemein schwierigen Alphabet seiner Nationalliteratur muß der japanische Knabe diese selbst, dann auch die Geschichte und Ethik seines Landes studieren.

Außer diesen orientalischen Wissenszweigen umfaßt der Unterrichtsplan noch allgemeine Weltgeschichte, Geographie, Arithmetik, Astronomie, Physik, Geometrie, Naturgeschichte, Agrikultur, Chemie, Zeichnen und Mathematik.

Dazu kommt das Erlernen einer europäischen Sprache, gewöhnlich des Englischen, das in Formenlehre und Syntax von dem Japanischen grundverschieden ist.

„Und dies alles“, sagt Hearn,[1]) „muß der japanische Schüler bewältigen bei einer Diät, bei der kein englischer Knabe leben könnte: immer dünn gekleidet in sein dürftiges baumwollenes Gewand, ohne Feuerung selbst im strengsten Winter, in einem Schulzimmer höchstens ein Hibachi mit einigen glühenden Kohlenstückchen in der Asche ... Ist es da wunderlich, wenn sogar jene Schüler, die alle ihnen zugänglichen Kurse erfolgreich durchmachen, nur in vereinzelten Fällen Resultate aufweisen können, wie sie von abendländischen Studenten erzielt werden?“

Wir staunen deshalb mit Recht, wenn uns Lafkadio Hearn Aufsätze mitteilt, die Schüler einer mittleren Klasse in einem fast fehlerfreien Englisch abgeliefert haben. Wir können es uns nicht versagen, zwei dieser Aufsätze wiederzugeben. Der eine lautet:

„Der Mond.

Der Mond scheint den Traurigen melancholisch und den Glücklichen fröhlich. Wenn man reist, läßt der Mond in uns Erinnerungen an die Heimat auftauchen und wir empfinden Heimweh. So rief der von dem Verräter Hojo nach Oki ver-

---

[1]) Izumo, S. 81.

kannte Kaiser Godaigo beim Anblicke des Mondes, der das Meer beschien, aus: ‚Der Mond ist herzlos!‘

„Der Mond ruft in unseren Herzen ein unermeßliches Gefühl hervor, wenn wir durch die klare Luft einer schönen Nacht zu ihm aufblicken.

„Unsere Herzen sollten so rein und mild sein, wie das Licht des Mondes.

„Dichter vergleichen den Mond mit einem japanischen Spiegel (Kogami) und bei Vollmond sieht er oft wirklich so aus.

„Der Empfindungsvolle hat seine Freude am Mond; er sucht sich irgend ein Haus mit der Aussicht auf das Wasser, um den Mond zu betrachten und Verse an ihn zu richten. Die besten Plätze, von wo man den Mond beobachten kann, sind Tsukigashi und der Berg Obasute.

„Der Mond scheint über Gute und Böse, Hohe und Niedere. — Diese herrliche Leuchte ist weder mein noch dein, sondern jedermanns. Wenn wir auf den Mond blicken, sollten wir in seinem Zunehmen und Abnehmen das Bild jener Wahrheit erkennen, daß der Höhepunkt aller Dinge, auch zugleich der Beginn ihres Verfalles ist.“

Ein anderer Aufsatz über die Botan (japanische Päonie) hatte folgenden Inhalt:

„Die Botan.

„Die Botan ist groß und schön anzusehen, ihr Geruch aber ist unangenehm. Dies sollte uns davor bewahren, uns bloß von dem äußerlich Schönen in der menschlichen Gesellschaft bestechen zu lassen. Sich von der Schönheit allein anziehen zu lassen, kann uns in schreckliches und verhängnisvolles Unglück bringen. Am besten und schönsten kann man die Botan auf Daikonshima in dem See Naka-umi sehen, wo zur Zeit ihrer Blüte die ganze Insel von den Blumen rot ist.“

Vaterländische und moralische Gesichtspunkte nehmen also, wie wir aus diesen Proben sehen, auch im Denken der jungen Schüler einen großen Raum ein.

Mit der deutschen oder englischen Sprache kommt der Fremde, der sich in den vornehmen Kreisen Japans bewegt,



in den größeren Städten wohl aus. Aber wenn man tiefer ins Land eindringen und das eigentliche Volk kennen lernen will, muß man japanisch sprechen, um so mehr, weil es mit der Zeichensprache auch nicht recht geht, da z. B. die Handbewegung, durch die wir jemand herbeiwinken, in Japan gerade das Gegenteil bedeutet und beim Zählen mittels der Finger nicht die aufgehobenen, sondern die eingedrückten Finger gerechnet werden, so daß das Zeichen für zwei eigentlich drei bedeutet u. s. w.

Die japanische Sprache ist infolge ihres Reichtums an Vokalen überaus wohlklingend, aber, wie bereits oben gesagt, schwerfällig und schleppend im Satzbau und ungelenk für den Ausdruck feiner gedanklicher Unterschiede.

Das Zeitwort kommt, wie auch im Türkischen und in der Mandschusprache immer ans Ende des Satzes und nach dem Objekt, das es regiert. So sagt der Japaner: „Watakushi-wa neko-o mochimasu:“ — Ich Katze habe; wobei das o den Akkusativ des Objektes anzeigt, oder: „Watakushi-domo-wa tomadachi-o kutabire sasemasu:“ — Wir den Freund ermüden. Im Japanischen wird auch in der Befehlsform das Zeitwort ans Ende des Satzes gestellt, z. B.: „Kimono-o mottekoi.“ — (Meine) Kleider (mir) bringe! oder „To-o shimero.“ — Tür mache zu! „Kane-ga aruka“ heißt wörtlich: Geld gibt es.

Im Japanischen heißt es statt: Ich bin es „Es ist ich“, und statt: Ich habe Eile, „Mich anlangend ist Eile“ u. s. w. Alle Vorwörter werden dem Worte, das sie regieren, nachgesetzt.

Die Schwerfälligkeit der japanischen Satzfügung möge noch durch einige Beispiele illustriert werden. Für: Ich habe gegessen, muß der Japaner sagen: „Was mich anlangt, existiert das Gegessenhaben.“ Für: Ich verstehe nicht, was Sie sagen, lautet es im Japanischen: „Ihr Sagen anlangend, verstehe ich nicht“ und der Satz: „Haben Sie verstanden, was ich gesagt habe?“ wird folgendermaßen eingekleidet: „Was Sie anlangt, ist mein Sagen zu wertem Verständnis gelangt?“

Der Anfang des Evangeliums Matthäi, das von der Erscheinung der heiligen drei Könige erzählt, lautet in japanischer Sprache folgendermaßen:

„Sore Yesu-wa Herode-ō no toki Yudaya no Bets' rehemu ni umare-tamaishi ga sono toki hakasetachi higashi no kata von Yerusaremu ni kitari“, was wörtlich übersetzt im Deutschen folgendermaßen lauten würde: „Jener, Jesus, Herodes Königs zur Zeit Judäas, Bethlehem-in wurde geboren jene Zeit die Gelehrten Ostens Seite-von Jerusalem-nach kamen.“[1])

Man sieht aus diesen wenigen Proben, wie sehr die Wortfolge und der Satzbau des Japanischen von denen der abendländischen Sprachen abweichen. Je reicher das Geistesleben Japans sich entwickelt, desto weniger wird die Sprache den hohen Gedankenflügen folgen können. Aber der Gedanke, das Japanische mit dem Englischen zu vertauschen, ist ebenso unsinnig und undurchführbar wie der Ersatz der einheimischen Schrift durch die lateinische, was die sogenannte Romaikwai (Gesellschaft zur Einführung der römischen Schriftzeichen) anstrebt. Sprache und Schrift sind die Seele eines Volkes; sie vernichten hieße den Körper der Nation in eine seelenlose Hülle verwandeln. Zudem hat Lafkadio Hearn recht, wenn er die malerische Schönheit der chinesischen Schriftzeichen rühmt, indem er sagt: „Denn selbst die gedruckten Lettern der japanischen und chinesischen Texte geben keine annähernde Vorstellung von der Schönheit solcher für dekorative Inschriften, bildhauerische oder gewöhnliche Annoncenzwecke modifizierten Schriftzeichen. Generationen von Künstlern haben daran gearbeitet, um alle diese malerischen Hieroglyphen gewissermaßen zu beseelen.“

Es ist kein Zweifel, daß das Malen der seltsamen Schnörkelzeichen, aus denen die chinesische und japanische Schrift besteht, die mit Tusch auf Papier oder Seide aufgetragen werden, nicht wenig dazu beigetragen hat, Auge und Hand der japanischen Künstler zu üben.

Auch die ältere Literatur Japans schöpfte wie die Sprache ausschließlich aus chinesischen Quellen. Vor allem waren es die philosophischen Schriften von Koshi und

---

[1]) Grammatik der japanischen Schriftsprache von A. Seidel. S. 102.

Moshi (Konfuzius und sein Schüler Menzius), die außerordentlich oft bearbeitet wurden. Ferner bildeten in der Feudalzeit ellenlange Ritterromane, etwa im Geschmack unseres Zesen und Lohenstein, die Lieblingslektüre der adeligen Damen. Gegenwärtig liest der gebildete Japaner Shakespeare und Goethe, aber das Volk bevorzugt noch immer die Dramen, in denen das Harikiri und die Blutrache die Hauptrolle spielen. Auch derbe Lustspiele sind sehr beliebt: der Japaner, der einen ausgesprochenen Sinn für das Lächerliche hat, ist der geborene Komiker.

Die japanische Lyrik ist nicht reich an Formen und Tönen. Die Sprache ist auch hier ein Hindernis. Der japanische Vers kennt nicht den Reim und läuft meist auf ein rhythmisches Abzählen der Silben hinaus. Dennoch weist die japanische Volkspoesie manches tief empfundene und ansprechende Liedchen auf.

Wir wollen als Proben einige hiehersetzen.[1])

An die Kiefernadeln.

Wie die Kiefernadeln bindet
Unsre Herzen stets ein Band:
Ob sie welken, ob sie fallen,
Stets zusammen bleiben sie.

Das Ahornblatt.

Das Ahornblatt, das von den Zweigen
Leise herniederfällt,
Kann noch von seinem Baum nicht scheiden,
Weil es ein Spinnenfaden hält.

Die Brücke.

Meine Liebe ist
Wie die Brücke schwank und schwach
Über einen tiefen Bach.
Wohl es bangt mir, sie zu sehen,
Doch ich muß darüber gehen,
Kann sonst mit dem Liebsten mein
Nicht zusammen sein.

---

[1]) Aus dem Werkchen: Die japanische Lyrik, von Otto Hauser, 1904.

Geishasehnsucht.

Wäre doch die Zeit vorbei!
Wär' ich frei!
Dann bei dir, Geliebter,
Im gestreiften Hauskleid
Mit dem schlichten Gürtel
Fragt' ich dich, Geliebter mein,
Kann ich dir noch schöner sein?
Hokai!

Es ist die schlichte, aber ergreifende Klage eines Mädchens, das sich aus dem vergoldeten Käfig seines Elends in die Freiheit hinaussehnt.

Von dem starken Familiensinn der Japaner und der hohen Bedeutung, die sie der Gründung eines neuen Haushaltes beilegen, gibt das folgende Gedicht Zeugnis. Es ist der Dichtung „Wasure gatame“ Tejamas entnommen, einem poetischen Gemälde, das, ähnlich wie Schillers Glocke, Haus und Welt in den Rahmen seiner Schilderung einbezieht. Das Bruchstück lautet in der Übertragung Lindsay-Martins:

Erzogen wie ein Demant in der Hand,
Wie Falter oder Blume angeblickt,
Siehe die einzige Tochter: morgen ist
Der frohe Tag, da sie dem Gatten folgt,
Und daß er recht ein Freudentag ihr werde,
Tut jeder mit, der zu den Ihren zählt.
Die Eltern können kaum die Zeit erwarten,
Sie aber, die bei allem treulich half
Im Bangen ihres jungfräulichen Herzens,
Liegt lange schlaflos noch auf ihrem Lager.

5. Religion und Feste.

Es ist sehr schwer über die Religion des japanischen Volkes ein Urteil abzugeben. Die Behauptung einiger Reisender, daß es ohne Moral, ist ebenso falsch wie die, daß es bloß dem krassesten Aberglauben huldigt. Es ist richtig, daß die Japaner ein tiefes und spekulatives Verhältnis zur Gottheit nicht gesucht haben, aber das Volk in seiner Mehrheit hat doch das Bedürfnis, den überirdischen Mächten näher zu treten und sie in allerlei symbolischen Handlungen zu verehren.

Dreierlei Richtungen haben vor allem die Entwicklung des religiösen Lebens in Japan beeinflußt: die uralte Kamilehre oder der Shintoismus, die buddhistische Glaubenslehre und das Moralsystem des Konfuzius.

Der Shintoismus ist in seiner ältesten Form Ahnenkult und hat sich später vielfach mit der Naturverehrung vermengt. Er beruht auf dem Glauben, daß die Geister der Abgeschiedenen auf die Lebenden noch Einfluß nehmen und zu ihrem Glück und ihrer Freude beitragen. Da der Shintoismus seinen Mittelpunkt in der göttlichen Verehrung der kaiserlichen Majestät als Abkömmling der Sonnengöttin Amaterasu hat und da er ein pflichteifriges Nachstreben der Ahnen, als der Vorbilder aller Tugenden und Ehren, voraussetzt, und also in den im Gemüt des Japaners unauslöschlich eingegrabenen Geboten des Bushido wurzelt, so ist er noch immer die eigentliche Staatsreligion, obwohl er im Grunde genommen weder Dogmen noch Priester kennt.

Sehr richtig sagt Hearn[1]) über den Shintoismus als Volksreligion: „Einigen scheint er bloß Ahnenanbetung, anderen Ahnenkult mit Naturanbetung und wieder anderen scheint er überhaupt keine Religion zu sein. Die Schwierigkeit für die Erklärung des Shintoismus liegt zweifellos in dem Umstande, daß die Gelehrten in Büchern nach seiner Quelle forschten . . . Aber der Lebensodem des Shintoismus ist weder in seinen Büchern noch in seinen Riten oder Gebeten zu finden, sondern im Herzen der Nation, dessen höchster, gefühlsmäßig religiöser Ausdruck er ist, unsterblich in ewiger Jugend. Tief unter der Oberfläche wunderlichen Aberglaubens, primitiver Mythen und phantastischer Magie lebt eine mächtige spirituelle Kraft, die Seele einer Rasse mit allen ihren Impulsen, Kräften und Intuitionen. Wer wissen will, was der Shintoismus ist, muß jene geheimnisvolle Seele ergründen, in der das Gefühl des Schönen, die Macht der Kunst, das Feuer des Heldentums, der Magnetismus der Loyalität und das religiöse Empfinden inhärent, immanent, unbewußt und instinktiv geworden sind."

---

[1]) Lotos: Blicke in das unbekannte Japan, S. 226.

Der Shintoismus berührt sich in mancher Hinsicht mit der Pflichtenlehre des Konfuzius, die ganz atheistisch ist und nur das häusliche und öffentliche Leben durch strenge Vorschriften regeln will. „Unter hundert Tugenden", sagt beispielsweise Konfuzius, „steht Pietät gegen die Eltern obenan; unter zehntausend Verbrechen ist Ehebruch das größte." Oder an einer andern Stelle: „Treue, Elternliebe, Reinheit des Herzens und Aufrichtigkeit verbreiten Wohlgeruch durch hundert Generationen."

Aber das Volk hat für diesen kalten Pflichtbegriff kein Verständnis. Es verlangt nach äußeren Symbolen und nach einer Nahrung für seine Sinne und seine Einbildungskraft.

Und dies bot ihm im reichsten Maße die Lehre Buddhas, wenigstens in der Form, wie sie durch die Schüler dieses merkwürdigen indischen Göttersohnes ausgestaltet und zum Teil ihrer philosophischen Tiefe entkleidet wurde. Die Statuen Buddhas und seiner einzelnen personifizierten göttlichen Eigenschaften, die Pracht der Tempel, der Pomp des Gottesdienstes, die Scharen der reichgekleideten Priester: all dies mußte die Phantasie des Volkes lebhaft erregen und seine Sinne gefangen nehmen.

Wenn auch der Japaner für die leidenschafts- und wunschlose Ruhe des Nirwana, das Buddha als höchstes Ziel der Glückseligkeit aufstellte, kein Verständnis hatte, so leuchtete ihm die Lehre von der Seelenwanderung um so mehr ein und wiegte ihn in Furcht und Hoffnung, die beiden Triebfedern aller Religionen.

Es ist daher begreiflich, daß der Buddhismus, der ungefähr in der Mitte des 6. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung über Korea nach Japan gelangte, hier rasch Verbreitung fand und daß vieles von ihm, besonders was den äußeren Gottesdienst und die Personifikationen göttlicher Wesen anbelangt, in den ungleich einfacheren und nüchterneren Shintoismus überging, ja sich gar nicht mehr von diesem trennen ließ, so daß es schwer ist, die Grenzlinien zwischen beiden Religionssystemen zu ziehen und das Volk beiden gleichzeitig anhängt; buddhistische Priester werden auch bei den Zeremonien des Shintodienstes zugezogen. Auch die

Naturgottheiten des Schintokultes hat der japanische Buddhismus aufgenommen.

Für den weltverachtenden Pessimismus Buddhas hat der leichtlebige, genußfrohe Japaner kein Verständnis; er glaubt an den Himmel, in dem die durch Buddha Gereinigten ein herrliches Leben führen, und die höllischen Qualen, die denen bevorstehen, die sich noch nicht auf Erden geläutert haben.

Es ist zuweilen auf die Ähnlichkeit des Buddhismus mit dem Katholizismus hingewiesen worden. Als Franz Xavier, der berühmte Schüler Loyalas, um die Mitte des 16. Jahrhunderts zum ersten Mal in Japan das Christentum predigte, fand er viele Anhänger. Doch später haben die Streitigkeiten der Christen untereinander und insbesondere die würdelose Haltung der Holländer in Glaubenssachen die Erfolge der ersten christlichen Missionäre, Xavier, Torres und Fernandes, zu nichte gemacht.

Im allgemeinen ist, wie H. Haas in seinem Buche: „Japans Zukunftsreligion", schreibt, der Erfolg der christlichen Missionstätigkeit verhältnismäßig noch sehr gering. „Noch nicht ein halbes Prozent der Gesamteinwohnerzahl ist bis jetzt dem Christentum (in irgend einer Form) gewonnen . . . Man wird ruhig sagen dürfen, daß neun Zehntel der Gesamtbevölkerung überhaupt nie etwas Direktes vom Christentum gehört haben."

Nichtsdestoweniger kann man doch behaupten, daß die Verbreitung des katholischen Glaubens in Japan immerhin in den letzten dreißig Jahren sichtliche Fortschritte macht, besonders seitdem die Missionstätigkeit sich vor allem auf die Schule und die Erziehung geworfen hat. Seit dem Jahre 1870 bis auf die neueste Zeit ergibt sich für die katholische Kirche in Japan ein durchschnittlicher jährlicher Geburts- und Bekehrungszuwachs von 1200 Seelen.

Noch günstiger ist der Stand der verschiedenen evangelischen Kirchengemeinden und ihrer Anhänger im japanischen Reiche. Die Ursache liegt nicht darin, daß die Japaner dem protestantischen Christentum mehr Verständnis oder Sympathie entgegenbringen, sondern darin, daß die evangelischen Missionäre größtenteils Engländer oder Amerikaner, hie und da

auch Deutsche sind, also Sprachen reden, die in Japan sehr verbreitet und geschätzt sind, während die katholischen Glaubensboten fast ausschließlich aus dem französischen Priesterstande hervorgehen und die französiche Sprache im Gebiete des Mikadoreiches wenig Einfluß ausübt.

Dr. Anezaki, der angesehene Professor der vergleichenden Religionswissenschaft an der Universität Tokio meint, „daß die Religion der katholischen Kirche schon deshalb sich für Japan besonders empfehle, weil sie mehr als jede andere das Prinzip der Autorität vertrete“.

Und so wird wohl der deutsche Missionär P. Johann Weig recht behalten, wenn er sagt: „Man kann getrost sagen, daß die Zukunft nicht hoffnungslos ist. Aber es muß gearbeitet, viel und allseitig gearbeitet werden.“

Am zutreffendsten urteilt wohl der gewissenhafte Erforscher und genaue Kenner des Landes, der deutsche Gelehrte J. J. Rein, über die religiösen Zustände des heutigen Japan, wenn er schreibt:[1]

„Eine Reform und Neubelebung das Buddhismus scheint denen, welche die Verhältnisse näher kennen und darüber nachgedacht haben, ebenso unmöglich wie die versuchte des Ahnenkultes. Das Christentum allein ist geeignet, den tiefen, religiösen Zug, der im besseren Teile, im Kern des Volkes, bei verschiedenen Gelegenheiten sich noch kundgibt, völlig zu befriedigen und ihm bei seinem geistigen Erwachen ein treuer und sicherer Leitstern zu sein.

„Die Hindernisse, welche der Verkündigung des Evangeliums entgegenstanden, sind gefallen: das Land erfreut sich völliger Religionsfreiheit. Dennoch fehlt es den Missionären nicht an Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen haben; darunter dürfte als die größte und beklagenswerteste nicht sowohl die Indifferenz der heidnischen Japaner sowie die gewiß nachteilige Verschiedenheit der christlichen Bekenntnisse, die ihre Missionäre senden, als vielmehr die Gleichgültigkeit, ja Feindschaft gegen das Christentum seitens mancher Fremden dastehen, welche dieser Gesinnung in Wort und Wandel Aus-

---

[1]) Japan nach Reisen und Studien, 2. Aufl., S. 633.

druck geben. Der Japaner wird jedoch allmählich unterscheiden lernen zwischen denen, die bloß den christlichen Namen tragen, und solchen, deren Denken und Handeln durch die christliche Lehre geleitet und veredelt wird, und den Wert des Christentums nach ersteren nicht weiter abschätzen."

Und es ist gewiß bezeichnend, wenn ein japanischer Gelehrter der Gegenwart, Dr. Sakunoshin Motoda aus Tokio, in einem Aufsatze: „Religiöse Möglichkeiten in Japan" folgendes schreibt:

„Es muß eingeräumt werden, daß die Japaner einen starken Sinn für äußere Formen und Zeremonien besitzen; auch das künftige japanische Christentum wird daher diesem Bedürfnisse Rechnung tragen und in äußerem Glanze und gewissenhafter Durchbildung der Erscheinungsformen dem japanischen Gemüte Befriedigung gewähren müssen." Und am Schlusse dieses Aufsatzes heißt es: „Villeicht steht zu erwarten, daß das Christentum in Japan in moderner geistiger Erscheinung einer neuen Blüte entgegensieht. Für das soziale Leben des Landes könnte es nur von großem Vorteile sein."

Japan ist reich an Tempeln, und zwar an solchen des Shintodienstes wie an buddhistischen. Sie dienen fast immer dazu, das Landschaftsbild zu verschönern, besonders die ersteren, die, da ja der Shintoismus auf das innigste mit Naturverehrung verbunden ist, meist in herrlicher Lage, gewöhnlich in einem schönen Walde aufgebaut sind.

Das charakteristische Merkmal des Shintotempels, Miya (d. i. verehrungswürdiges Haus) genannt, ist das Torii, der Eingang, der aus zwei runden, hohen Pfosten besteht, die in die Erde gesenkt und oben durch einen zu beiden Seiten überragenden Querbalken verbunden sind, unter dem noch ein zweiter, in die Pfosten eingefügter Balken angebracht ist.

Im Innern des eigentlichen Tempelchens (Honden) ist gewöhnlich nur ein Tischchen angebracht, das den Altar vorstellt und auf dem einige Symbole sich befinden: ein Metallspiegel als Sinnbild der Sonne, sowie einige Goheis, weiße, vergoldete Papierstreifen, und oft auch eine Kugel aus Bergkristall. Auch Vasen für die Zweige der immergrünen Sakaki und Schälchen für Speise und Trankopfer fehlen nicht.



Daibutsu (Buddhastatue).

Der Besucher bleibt gewöhnlich in der Vorhalle des Tempels, wo eine Art Opferlade für die Münzen der Gläubigen aufgestellt ist, und kündigt seine Anwesenheit durch das Läuten eines Glöckchens oder Aufschlagen auf eine Art Gong an. Hierauf klatscht er in die Hände, um die Aufmerksamkeit der Gottheit auf sich zu lenken, verneigt sich und verrichtet ein kurzes Gebet, worauf er abermals in die Hände klatscht. Das ist der ganze Gottesdienst.

Die buddhistischen Tempel präsentieren sich schon äußerlich viel prunkvoller.

Schon der Zugang ist ganz anders. Es tut der Frömmigkeit keinen Eintrag, daß die zum Tempel führende Straße einem förmlichen Jahrmarkt gleicht; zu beiden Seiten sind Teehäuser, Verkaufsbuden, Schauläden in bunter Abwechslung angebracht; Spielwaren aller Art werden feilgeboten. Schwerterverschlinger, Jongleure und Ringkämpfer laden zum Besuche ihrer Vorstellungen ein, kurz, der Tempelbezirk ist von dem heitersten und lautesten Leben erfüllt.

Zu beiden Seiten des hohen Portals, Sammon, stehen gewöhnlich als Torhüter zwei aus Holz geschnitzte Götzenbilder, athletische Gestalten mit abscheulichen Fratzen, von denen der eine meist brennrot, der andere grün angestrichen ist. Das Volk nennt sie Ni-o-samma, ehrwürdige Könige, oder, weniger respektvoll, den roten und den grünen Teufel. Die Gestalten dieser Ungeheuer sind gewöhnlich mit Papierkügelchen bedeckt. Wenn nämlich jemand ein Anliegen an sie hat, so schreibt er seine Bitte auf ein Stückchen Papier und zerknüllt dieses im Munde, dann speit er es auf den Götzen. Bleibt es kleben, so ist dies ein günstiges Zeichen und der Bittende hofft auf Gewährung seines Wunsches.

Auch im Innern sind die Buddhatempel — Tera genannt — viel reicher ausgestattet als die Miyas; sie sind häufig mit Götterbildern angefüllt und strotzen von Werken der japanischen Kunst, die oft einen sehr hohen Wert haben; im innersten Heiligtum thront Buddha selbst, immer auf einer Lotusblume sitzend dargestellt, mit einem unendlich milden, weltverlorenen, wunschlosen Ausdruck in den weibischen Gesichtszügen.

Am berühmtesten ist der Tempel des Daibutsu (großer Buddha) in Kamakura, unweit von Yokohama am Meere gelegen. Hören wir, was Graf Königsmarck, ein genauer und vorurteilsloser Kenner des japanischen Lebens darüber schreibt:

„Unter freiem Himmel, inmitten eines kleinen Tales, erhebt sich das aus dem 13. Jahrhundert stammende Kunstwerk, dessen technische Vollendung eine für jene Epoche er-



Der Buddhatempel bei Yokohama.

staunliche Entwicklung der Bronzegießerei beweist. Es mißt eine Höhe von 17 Metern. Gleich allen Darstellungen Buddhas zeigen auch die Gesichtszüge dieses Bildwerkes, in denen sich außerordentliche Milde und Barmherzigkeit mit unendlicher Gnade und herablassendem Wohlwollen paaren, einen durchaus weiblichen Charakter. Segnend, lehrend, nachdenklich sitzt der Gott, in traumartige Leidenschaftslosigkeit versunken, mit gleichmäßig untergeschlagenen Beinen und symmetrischer Haltung der Hände und Finger. Die religiöse Majestät, die durch

die erhabene Einfachheit der Darstellung und die harmonischen Proportionen kraftvoll zum Ausdruck gebracht wird, wirkt gewaltig und ergreifend auf die Beschauer. Über das irdische Treiben erhabene, vollkommene Ruhe ist in den Zügen des Gottes ausgeprägt und veranschaulicht nach buddhistischer Auffassung den Inbegriff aller Weisheit und dadurch höchsten Glückes, jene Früchte der Vernunft, die alle menschlichen Leidenschaften siegreich überwunden hat."

Sehr besucht und reizend gelegen in dem wundervollen Parke von Uenno in Tokio ist auch der Tempel der barmherzigen Göttin Kwannon, die tausend Arme hat, um allen zu helfen und die besonders als Beschützerin der Kinder gilt. Hier steht auch eine Statue des Heilgottes Binguru, zu dem die Kranken pilgern, um Heilung von ihren Gebrechen zu erbitten, und zwar berühren sie diejenigen Teile der Gliedmaßen des Götzen, die ihren eigenen leidenden Körperteilen entsprechen, die sie dann unmittelbar nach der Berührung selbst reiben. Königsmarck erzählt: „Das Götzlein ist schon ganz abgegriffen, namentlich der wohlgepflegte Leib ziemlich geschwunden, was darauf schließen läßt, daß Magenbeschwerden ein häufiges Übel der Gläubigen sind."

Die Japaner sind nicht irreligiös. Das wäre eine ganz falsche Meinung, die nur jene verbreiten konnten, welche bloß mit den von Blasiertheit und Skeptizismus angesteckten oberen Ständen verkehrten. Die kleinen Leute, die Bauern, Handwerker, Kaufleute hängen an der Religion, wenngleich sie sich in ihrer heiteren Lebensanschauung durch keinerlei ernste Dogmen beirren lassen. Der japanische Gottesdienst kennt keine düsteren Zeremonien und beruht hauptsächlich in der Verehrung der Ahnen, ganz besonders der überirdischen Vorfahren der Herrscher des Reiches, die ihre Abstammung von der Sonnengöttin herleiten und der Manen aller Heroen und Großen des Landes.

Deshalb ist „der Shintoismus als der eigentliche Träger der kaiserlichen Allgewalt, als Inbegriff des begeisterten Vaterlandskultes der Japaner anzusehen".[1])

---

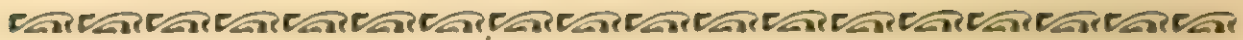
[1]) Königsmarck, Japan und die Japaner, S. 148.

Ebenso heiter wie die religiösen Anschauungen des japanischen Volkes sind auch seine Feste, besonders die schönen Blumenfeste, von denen wir schon gesprochen haben. Die meisten Feste sind religiösen Ursprunges; so insbesondere das Neujahrsfest, das nach dem alten Kalender der Japaner mit der Mitte oder dem Ende Februars, des „lieblichen" Monats (mutsuku, wie ihn die Japaner heißen), anfing, und so mit dem Erwachen des Frühlings zusammenfiel.

Denn das alte japanische Jahr war, wie das chinesische, ein Mondjahr von zwölf Monaten, das durch Einschaltung eines Schaltmonats in gewissen Zwischenräumen mit dem Sonnenjahre in Einklang gebracht wurde. Der japanische Bauer unterscheidet noch jetzt außer den vier Hauptjahreszeiten 24 kleinere von je 15 Tagen, die er durch Halbierung der Monate erhält und nach denen er seine ländlichen Arbeiten einrichtet.

Der Kalender ist in Japan vielleicht noch verbreiteter als bei uns. Er fehlt kaum in einem Hause; selbst in der Bauernhütte und in der ärmsten Familie findet er sich; er ist mit einem Wort in jedermanns Hand. Die vornehme Dame führt ihn als Zettelchen in ihrem Schmink-Etui bei sich; der Zeremonienmeister hat ihn als voluminöses Buch stets zur Seite. Es gibt Bauern-, Blumen- und Hofkalender, genealogische Staatsalmanache, die mit Titeln, Wappen und Insignien ausgeschmückt und mit statistischen Tabellen versehen sind. Es gibt wenige japanische Familien, die sich am Neujahrstage nicht mit Kalendern zu beschenken pflegen. Die Bauernkalender gleichen in ihren rohen Bilderzeichen fast denen unseres Landvolkes und die Blumenkalender, in denen die einzelnen Monate durch den Jahreszeiten entsprechende Pflanzen angezeigt werden, sind oft überaus zierlich und elegant ausgestattet.

Die im Jahre 1873 erfolgte Einführung des abendländischen Kalenders war wie so vieles, was die gewaltsame politische und soziale Umwälzung Japans im Gefolge hatte, ein ungeheurer Riß in den Traditionen und den Gebräuchen des Volkes, vor allem was den Beginn des Jahres betrifft, der nun nicht mehr mit dem Erwachen der Natur

zusammenfiel und so seines schönen poetischen Charakter entkleidet wurde. Viele Geschäfte und Schaustellungen, die auf die Abhaltung im Freien angewiesen waren, wurden zurückgedrängt, aber das Volk fügte sich mit bewunderungswürdiger Folgsamkeit in diese Neuerung, die der Regierung unerläßlich schien.

Das Neujahrsfest ist für den Japaner das wichtigste des Jahres. Rein gewaschen und in seinen besten Gewändern erwartet er den Anbruch des Tages und bezeigt zuerst den Göttern des Himmels und den Ahnen des Hauses seine Ehrfurcht, ehe er der Lebenden gedenkt, denen er mit fröhlichem Gesichte tausendjähriges Glück wünscht.

Die Türen der Häuser werden mit immergrünen Baumzweigen und Bambusrohren geschmückt, die als Sinnbilder eines gesunden, langen Lebens und einer glücklichen Ehe gelten. Zur Abwehr der bösen Geister werden den Türpfosten sogenannte Goheis, Papierstreifen und Strohseile, aufgehängt und in der Mitte der Girlanden sieht man häufig einen gekochten Heuschreckenkrebs, der als Symbol eines langen Lebens angesehen wird, umgeben von den Zweigen des Yusuribaumes, deren Bedeutung wir schon kennen gelernt haben. Auch Kohlenstückchen und Orangen sieht man vielfach. Die Kohle ist wegen ihrer gleichbleibenden Farbe das Sinnbild der Beständigkeit des Glückes und die Orange soll besagen, das ebenso zahlreich wie ihre Kerne die Nachkommenschaft des Hauses sein möge. Das Haus darf nicht gekehrt werden, weil man sonst das Glück daraus fortfegen würde; und unter den Kopfschemmel wird das Sakarabune gelegt, ein Bild, welches die sieben Glücksgötter auf einem Schiffe darstellt, damit man das ganze Jahr nur Glück und angenehme Träume habe.

Man beschenkt sich am Neujahrstage gegenseitig; man ißt Mocho, eine Art Kuchen aus ungezuckertem Reis, und trinkt Toso, einen gewürzten süßen Reiswein. Am ersten Tage des Festes, das eine Woche dauert, arbeitet niemand, alle Geschäfte ruhen und alle Laden sind geschlossen. Dafür sind die Straßen von einer lauten, fröhlichen Volksmenge erfüllt und in die Schauspielhäuser drängen sich unaufhörlich schwatzende, frohe und glückliche Menschen.

Seitdem das Neujahrsfest nicht mehr mit dem Erwachen des Naturlebens zusammenfällt, sondern in die rauheste Jahreszeit gerückt ist, die sich auch in Japan sehr fühlbar macht, haben sich die Unterhaltungen von der Straße in das Innere der Häuser geflüchtet und man spielt am Neujahrstage in den Familien mit Vorliebe Utakaruta, eine Art Gesellschaftsspiel mit Karten. Die Hälfte der Karten weisen den Anfang bekannter Verse auf; die anderen enthalten die Fortsetzung. Wird ein Vers vorgelesen, so muß derjenige, der auf seiner Karte die Fortsetzung hat, diese wegwerfen; bei dem Worte: Mensch werden zwei Karten, bei den Worten: Blume, Mond oder Schnee, fünf fortgeworfen; wer keine Karte mehr hat, hat gewonnen; der Verlierende muß wie bei unserem Pfänderauslösen allerlei spaßhafte Handlungen ausführen.

Außer dem Neujahrsfeste gibt es in Japan, dem Lande der glücklichen Kindheit, noch zwei Feste, die im ganzen Volke außerordentlich beliebt sind, das Puppenfest, Hina-no-sekku. das den Mädchen gewidmet ist, und das Flaggenfest, Shobu-no-sekku, das den Knaben gilt.

Am Puppenfeste, das auf den dritten Tag des dritten Monats im Jahre fällt, werden den Mädchen alle Puppen die im Hause sind und die oft ein sehr hohes Alter haben, herausgegeben und in einem eigenen Zimmer des Hauses zur Schau gestelt. Hier bewirten die kleinen Mädchen, die in ihren bunten Festtagskleidern, mit denen sie sich an diesem Tage schmücken dürfen, selber wie zierliche Püppchen aussehen, ihre hölzernen Spielgenossinnen mit süßem Sake und ergötzen sich an der Pracht der kleinen beweglichen oder unbeweglichen Dingerchen, die natürlich auch alle auf das schönste herausgeputzt sind. In der Straße von Tokio, wo die großen Puppenladen sind, herrscht natürlich an diesem Tage ein fast lebensgefährliches Gedränge der kleinen Musmes, die in ihren langen, farbenhellen Kimonos mit den Riesenmaschen und den glitzernden Nadeln im wohlfrisierten Kopf sich wie lebende Blumen ausnehmen.

Am Flaggenfeste der Knaben prangt die ganze Stadt im Fahnenschmuck. Aber es sind keine eigentlichen Fahnen,

die von den Häusern wehen, sondern ungeheure Karpfen aus buntem Papier mit weit aufgerissenem Maul und großen Glotzaugen wehen von den langen Stangen herab und werden von dem Winde aufgeblasen. Warum gerade Karpfen? Weil die Karpfen große Kraft haben, die es ihnen ermöglicht, auch gegen den Strom zu schwimmen. Gleiche Energie möchte man auch den Jungen im Kampfe ums Leben wünschen. So hängt denn jede Familie in der innerhalb des letzten Jahres ein Knabe geboren wurde, riesige Flaggen aus mit dem seltsamen Schmucke, der den Straßen ein bizarres, malerisches Aussehen verleiht.

Die Knaben werden an diesem Tage mit Fahnen beschenkt, auf denen Ritter abgebildet sind, und sie erhalten Holzfiguren, die bewaffnete Krieger darstellen, sowie Waffen und Rüstungen zum Geschenk. So soll ihr ritterlicher Geist geweckt werden, ebenso wie am Mädchenfeste die kleinen Staatsbürgerinnen ein feines und gesittetes Betragen bei der Bedienung und Bewirtung der Puppen lernen sollen.

Bei den Blumenfesten überläßt sich das Volk ohne Sorge für den morgigen Tag und ohne Gedanken an das Gestern der ungebundensten Fröhlichkeit und auf den abends abgehaltenen Blumenmärkten (hana-ichi) drängt und schiebt sich hauptsächlich das arme Volk, denn selbst der Ärmste kauft sich ein blühendes Reis oder eine langgestielte Blume, die er daheim in Ermanglung einer teuren Vase in ein Bambusrohr hineinsteckt.

Unter den Festen, die speziell in Tokio gefeiert werden, wollen wir noch das in den Sommer fallende Fest der Eröffnung des Sumidaflusses erwähnen, bei dem ein großes Feuerwerk auf dem Flusse abgebrannt wird und die Ufer von Tausenden von Lampions erstrahlen, sowie das Fest beim Tempel Shokonsha, das in den Mai fällt und bei dem der Mikado selbst mit großem Gefolge erscheint, um den in den letzten Kriegen Gefallenen die üblichen Opfer darzubringen.

So ist in Japan alles auf Erweckung des Patriotismus und eines ritterlichen loyalen Sinnes gestimmt: und dieser Geist, der die Religion sowie das ganze öffentliche und Privat-

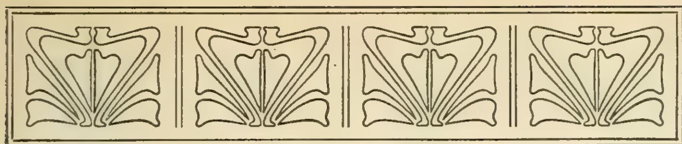


Straßenbild von Yokohama während des Flaggenfestes.

leben der Japaner durchdringt, hat wohl am meisten beigetragen, jene Umwälzung herbeizuführen, von der uns die Geschichte dieses Landes ein so merkwürdiges Beispiel gibt, eine Umwälzung, die aber den alten Geist ritterlicher Vasallentreue, der die Adern des Volkes durchströmt, unberührt gelassen hat.

Werfen wir also einen Blick auf diese rätselhafte uralte Geschichte und Verfassung des Landes, die schließlich in unseren Tagen so überraschend moderne Formen angenommen hat.





III.

Das alte Japan.

Da die Kenntnis der Schrift in Japan vor dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung unbekannt war, so beruht die älteste Geschichte nur auf mündlicher Überlieferung und ist daher ebenso sagenhaft wie die älteste Geschichte Roms, mit der sie auch einige Ähnlichkeit hat. Denn auch die ersten Herrscher Japans erreichten durchschnittlich ein Alter von mehr als 100 Jahren und regierten dem entsprechend lang.

Als ersten Herrscher ihres Landes nennen die Japaner, wie wir bereis wissen, den Jimmo-Tennó, einen Sprößling der Sonnengöttin Amaterasu, und sie bezeichnen das Jahr 660 v. Chr. als den Beginn seiner Regierung. Der Name Tennó stammt aus dem Chinesischen und ist aus Ten (Himmel) und O (König) zusammengesetzt. Er ist noch gegenwärtig im Volksmunde der Titel des Kaisers. Das spätere Wort Mikado leitet sich von Mi (erhaben) und kado (Tor) ab, entspricht also fast ganz der Bezeichnung „Hohe Pforte" und wurde gewählt, um anzudeuten, daß die Person des Kaisers zu erhaben sei, um anders wie durch eine Umschreibung genannt zu werden

Von Jimmo-Tennó leiten alle japanischen Herrscher ihre Regierung in lückenloser Reihenfolge ab, so daß der gegenwärtige Kaiser der 121. Regent seiner Dynastie ist, einer Dynastie, mit deren Alter kein europäisches Herrschergeschlecht auch nur im entferntesten verglichen werden kann. Dies kommt auch in vielen Proklamationen des gegenwärtigen Kaisers zum stolzen Ausdruck, so in jener, in der es heißt:

„Mein Haus, das von Jimmo-Tennó ab bis zum heutigen Tage nach dem Willen der Götter über Tai-Nippon geherrscht hat . . .“

Die kaiserlichen Erlässe von August 1894 und Februar 1904, durch die der Krieg gegen China und Rußland erklärt wurde, beginnen mit den gleichlautenden Worten:

„Wir, Kaiser von Gottes Gnaden, deren Dynastie den Thron seit undenklichen Zeiten innehat, richten an Unsere treuen und tapferen Untertanen folgende Kundgebung.“

Und der kaiserliche Erlaß vom 12. Oktober 1882, durch den die Errichtung eines Parlaments in Aussicht gestellt wurde, enthält folgenden Eingang:

„Wir, deren Dynastie seit mehr als 2500 Jahren die Herrschaft innehat, und die Wir jetzt in Unserem eigenen Namen alle Macht und alle Rechte ausüben, die Uns von Unseren Vorfahren überkommen sind, haben schon längere Zeit beabsichtigt, allmählich eine konstitutionelle Regierungsform einzuführen, damit Unsere Nachkommen auf dem Thron eine Richtschnur für ihr Handeln haben.“

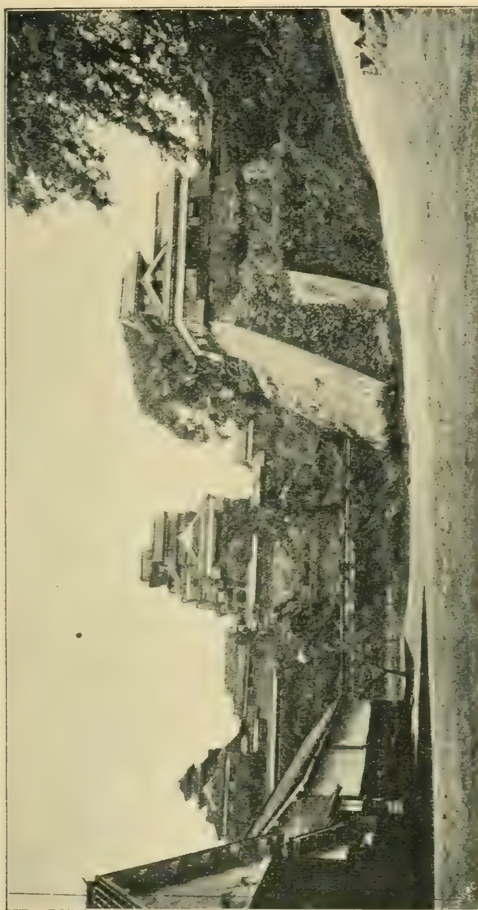
Die japanischen Herrscher rechneten die Jahre ihrer Regierung nach bestimmten Ären, deren Beginn von bedeutsamen Ereignissen, Thronbesteigungen, inneren Umwälzungen, Elementarereignissen u. s. w. an gerechnet wird.

Die jetzige Ära fällt mit der Thronbesteigung des Kaisers Mutsuhito und der Wiederaufrichtung der Macht des Mikado zusammen und heißt Meiji (sprich Medschi), d. i. Ära der „erleuchteten Regierung“. Sie beginnt mit dem Jahre 1868, so daß also das Jahr 1909 das 42. des Meiji ist und auch so in den kaiserlichen Erlässen bezeichnet wird.

Japan war wahrscheinlich schon in den ältesten Zeiten eine absolute Monarchie, wenn auch die Gewalt des Herrschers sich damals auch nur über einen kleinen Teil des heutigen Kaiserreiches erstreckte und die Ureinwohner, die Ainos, erst nach langen Kämpfen bis in den äußersten Norden zurückgedrängt wurden.

Schon früh wurden Einfälle in Korea unternommen und die damals hochentwickelte Kultur dieser Halbinsel leitete einen Strom neuer Bildung und Gesittung nach Japan hinüber.

Nicht bloß die Religion Buddhas lernten die Japaner auf diese Weise kennen, sondern auch die Verfassung des



Die Burg eines Daimio.

Staates erhielt neue Grundlagen. Die Macht des Herrschers wuchs, aber es bildete sich auch eine einflußreiche Beamten=

hierarchie und ein herrischer Kriegsadel, dessen Bedeutung immer höher stieg, je mehr die Herrscher im üppigen Hofleben verweichlichten.

Es war die Zeit des japanischen Rittertums. Die Fürsten, Daimios, und ihre kriegerischen Vasallen, die Samurais, schritten in Rüstungen aus Holz und Eisen einher und waren nur darauf bedacht, den Hofadel, die Kuges, zu verdrängen und selbst alle Macht an sich zu reißen.

So wurde Japan zum Schauplatz blutiger Familienfehden, bis schließlich Yoritomo aus dem Hause Minamoto sich zum Oberbefehlshaber emporschwang und der erste den Titel eines Shogun, d. i. Befehlshabers, führte. Jahrhundertelang dauerte diese Herrschaft des Shogunats und der Kaiser mußte sich mit einer Rolle begnügen, ähnlich derjenigen, die den merowingischen Königen zur Zeit der Hausmeier (majores domus) auferlegt war.

Der mächtigste aller Shogune war Iyeyasu aus der Familie Tokugawa. Durch die furchtbar blutige Schlacht von Sekigahara (1600 n. Chr.) siegte er über seine Gegner und unter seiner kraftvollen Verwaltung begann für Japan eine Periode hoher innerer Blüte.

Damals war Japan dem europäischen Abendlande nicht mehr unbekannt. Im Jahre 1542 war der portugiesische Seefahrer Mendez Pinto mit einigen Matrosen auf der Insel Tanegashima, unweit von Kiushiu, gelandet, und bald darauf hatte der große Glaubensapostel Franz Xavier mit feuriger Zunge die Lehre des Evangeliums verkündet und viele Japaner zum Christentum bekehrt.

Im Jahre 1600 erschien das erste holländische Schiff in den Gewässern Japans und zwei Jahre später wurde die Niederländisch-Ostindische Kompagnie begründet. Bald kamen auch englische Kaufleute. Iyeyasu begünstigte anfänglich das Christentum und die Fremden, bald aber führte die Gegnerschaft der Holländer gegen die spanischen Katholiken zu Zwistigkeiten innerhalb der christlichen Gemeinden und zur Verfolgung der Katholiken, an der sich auch die Holländer beteiligten.

Ein Heer der Christen, durch die grausamen Verfol-

gungen zur Verzweiflung getrieben, sammelte sich unter einer Fahne mit dem Bilde der Mutter Gottes bei Nagasaki,



Einfahrt in den Hafen von Nagasaki mit dem Papenberg.

wurde aber von der Streitmacht Iyeyasus aufgerieben und viele Christen von einem Felsen in der Bucht von Nagasaki,

der deshalb noch heute der **Papenberg** (Pfaffenberg) heißt, ins Meer gestürzt.

Überall wurde nun nach Christen gefahndet und in allen Gemeinden Bronzeplatten mit den Bildnissen Christi und der Gottesmutter auf den Boden gelegt, auf die jeder Aufgerufene zum Zeichen des Abscheues treten mußte. Die Holländer nannten diesen Vorgang Beeldvertrapping (Bildvertreten). Auch sie mußten sich die größten Demütigungen gefallen lassen, die sie aber in unrühmlicher Geduld über sich ergehen ließen, nur um ihre Handelsvorteile nicht preiszugeben. Sie mußten Nagasaki verlassen und wurden auf das nahegelegene Inselchen **Deshima** interniert, das rings mit einer Bretterwand umschlossen wurde und nur durch eine Brücke mit Nagasaki verbunden war; die Benutzung dieser Brücke war den Holländern nur unter schweren Einschränkungen gestattet. Die öffentliche Ausübung ihres Glaubens blieb ihnen untersagt. Doch war der Ertrag, den die Holländer aus der Ausfuhr von Kampfer, Edelmetallen und Kupfer sowie aus der Einfuhr von Rohseide und anderen europäischen Handelsartikeln zogen, immerhin ansehnlich.

Auf diese gewaltsamen Erschütterungen des Reiches folgte unter der Herrschaft Iyeyasus und der anderen Shogune aus der Tokugawa-Dynastie eine verhältnismäßig lange Zeit des Friedens, in der die Macht der Vasallenfürsten, Daimios, fast ganz gebrochen, dagegen der Einfluß des Shoguns, der seine Residenz in Jeddo (dem heutigen Tokio) aufschlug, noch erhöht wurde.

Der Mikado, dem das nominelle Recht der Ernennung der Shogune zustand, lebte in seiner Burg zu **Kioto**, abgeschlossen von jedem Verkehr mit der Außenwelt, dem Volke und dem Lande unsichtbar, eingehüllt in eine Wolke überirdischer Majestät, die aber eigentlich nur dazu diente, seine Gefangenschaft vor dem Volke zu verbergen.

Der Hofadel war hinter den Militäradel zurückgetreten; die Bauern, mit hohen Grundsteuern belastet, waren an die Scholle gebunden und der Stand der Kaufleute verachtet. Viele Samurais waren in den Parteikämpfen herrenlos geworden und wurden ins Elend (nach altdeutschem Sinne

soviel wie Verbannung in die Fremde) gestoßen. Man nannte sie Ronin; und gleich den Recken der deutschen Vorzeit suchten sie nun den Tod ihrer Herren zu rächen. Nichts hört der Japaner lieber erzählen und keine Darstellung auf der Bühne erregt seine tiefere Teilnahme als die Geschichten von diesen tapferen Ronin und ihren Heldentaten.



Die Gräber der 47 Ronin in Tokio.

Die in Japan so populäre, von zahllosen Dichtern und Künstlern verherrlichte Geschichte von den 47 Ronin des Asano lautet folgendermaßen:

Im Frühjahre 1701 sollte der Shogun einen Gesandten des Mikado empfangen und er beauftragte hiezu den Fürsten Asano. Da dieser Krieger mit dem strengen Hofzeremoniell nicht vertraut war, sollte ihn der Minister des Shoguns,

Kiwa, unterweisen; doch dieser verhöhnte und beleidigte ihn, weshalb Asano im Schlosse das Schwert gegen ihn zog, ihn aber nur leicht verletzte.

Für diesen Bruch des Burgfriedens wurde Asano zum Harakiri verurteilt; seine Güter wurden eingezogen und alle seine Leute wurden landflüchtige Recken. Da schwur Oishi, der tapferste Vasall Asanos, den Tod seines Herrn zu rächen; er wählte unter den Ronin 46 der entschlossensten und verschwiegensten aus, die nun in allen möglichen Verkleidungen, als Bettler, Handwerker u. s. w. die günstigste Gelegenheit zu einem Überfall auf Kiwas Schloß ausspähten. Die Gefahren und Abenteuer, denen sie hiebei ausgesetzt waren, bilden eine Kette der spannendsten Begebenheiten.

Endlich an einem Winterabende wurde die Mauer des Schlosses auf Strickleitern erklettert; die Vasallen Kiwas wurden getötet, aber ihn selbst fand man erst nach langem Suchen im Hofe eines Nebenhauses mit zwei seiner Samurai versteckt. Oishi tötete die Samurai, dann beugte er, nachdem er die Seinen durch einen Pfiff herbeigerufen, sein Knie vor Kiwa und forderte ihn auf, als Edelmann zu sterben, das heißt, das Harakiri an sich zu vollziehen. Da dem feigen Kiwa der Mut hiezu fehlte, stieß ihm Oishi den Dolch ins Herz, denselben, mit dem einst sein Herr Asano den Tod gefunden hatte.

Nun brachten die Verschworenen, überall vom Volke jubelnd begrüßt, den Kopf des Ermordeten in den Tempel Sengakuji, wo auch ihr Herr, der Fürst Asano, begraben lag.

Sie alle wurden zum Tode verurteilt, den sie auch ohne Zögern selbst an sich vollzogen. In der Nähe ihres Herrn wurden sie bestattet und noch jetzt, nach 200 Jahren, ist diese Stätte ein geheiligter Ort, wohin Tausende pilgern. Voll Ehrfurcht zeigt man den Brunnen, in dem die Ronin das Haupt ihres Feindes gewaschen und an dem eine Gedenktafel mit folgender Inschrift angebracht ist: „Dies ist der Brunnen, in dem das Haupt Kiwas gewaschen wurde. Mit diesem heiligen Wasser wage niemand Hände oder Füße zu benetzen.“

So entflammt noch jetzt die Vasallentreue der tapferen Ronin die für solche Züge empfängliche Phantasie des Volkes.

Aber gerade das Aufblühen der Literatur und Kunst unter den Shogunen aus dem Hause Tokugawa untergrub ihre Macht. Man wendete sich dem Studium der alten Geschichte des Landes zu und träumte von der Wiederherstellung der einstigen Kaiserherrlichkeit.

Auch war die völlige Abschließung des Landes gegen alle fremden Einflüsse auf die Dauer nicht haltbar, so sehr sie auch anfänglich dem Stolze des Volkes geschmeichelt und die Macht des Shogunats gestärkt hatte. Bald kehrte sich das Verhältnis um; die Shogune erkannten die Unmöglichkeit, Japan für immer gegen den fremden Handel abzuschließen. Dies entzog ihnen zunächst den Boden der Volksgunst und führte zu ihrem Sturze.

Das Ereignis nahm mit der berühmten Expedition des kühnen amerikanischen Kommodore Perry seinen Anfang.

Am 8. Juli 1853 (6. Jahr der Ära Koye) erschien nämlich Kommodore Perry mit zwei Kriegsschiffen und zwei Handelsschaluppen im Hafen von Inaza, um im Namen der Vereinigten Staaten den Abschluß eines Handelsvertrages zwischen Japan und der nordamerikanischen Republik zu verlangen. Anfänglich zurückgewiesen, erschien er im Februar des folgenden Jahres mit einer stattlichen Kriegsflotte und führte eine noch viel stolzere Sprache. Er zwang den Shogun Iyasada zum Abschlusse des Vertrages von Kanagawa (31. März 1854), der den Amerikanern bedeutende Handelsvorteile einräumte.

Zu ihrem größten Erstaunen und Ergötzen sahen damals die Japaner zum ersten Mal Telegraph und Eisenbahn, die ihnen die Amerikaner vorführten, und in manchen Köpfen mag schon damals der Gedanke einer völligen Umwandlung ihrer einheimischen Kulturverhältnisse aufgeblitzt haben.

Den Amerikanern folgten bald die Engländer und die Russen, die ähnliche Verträge durchzusetzen wußten.

Zwar wurde die Nachgiebigkeit des Shoguns gegen die Anmaßungen der Fremden zunächst von der kaiserlichen Partei, die immer kräftiger hervortrat, gegen das Shogunat ausgebeutet. Immer drohender erhoben sich im Volke die Rufe „Joi!“ (Fort mit dem Fremden!) und immer häufiger

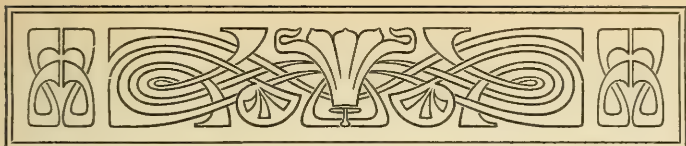
erschallte gleichzeitig durch das ganze Land der Ausruf „Kinno!“ (Heil dem Kaiser!)

Der Streit zwischen Kaiser und Shogun durchtobte ganz Japan: mit den Waffen traten die Parteien einander gegenüber. Endlich wurde der Shogun Iyemochi durch einen kaiserlichen Erlaß aufgefordert, seine Würde niederzulegen. Er versuchte sich zu widersetzen, aber, von den mächtigsten Daimios seiner Partei verlassen, unterwarf er sich und starb 1866 zu Osaka in der größten Not.

Bald darauf wurde das Shogunat vom Kaiser aufgehoben und dieser Tag, der 15. Oktober 1867, ist zugleich der Zeitpunkt, mit welchem der Kaiser die volle Regierungsgewalt an sich nahm. Dieser Tag ist ein für Japans Geschichte hochwichtiges Datum. Mit ihm beginnt die Epoche der Restauration, der Wiedereinsetzung des Kaisers in seine volle Gewalt. Das alte Japan ist gestorben, das neue Reich tritt an seine Stelle und entfaltet bald eine ungeahnte Blüte.

Vier Jahrzehnte schaffen aus dem feudalen Japan, das ausschließlich ein Agrikulturland gewesen war, einen modernen Verfassungsstaat, der sich anschickt, mit den Industrieländern Europas und Amerikas in Wettbewerb zu treten.





IV.

Das neue Reich.

1. Geschichte.

Es war ein Glück für den jungen Herrscher, — Kaiser Mutsuhito erblickte am 3. November 1852 das Licht der Welt — daß er von Männern umgeben war, die es mit der Wohlfahrt und dem Ruhme Japans wirklich ernst meinten. Unter diesen Ratgebern des Monarchen leuchtet vor allem Graf Ito hervor, den man mit Recht den Bismarck des Ostens genannt hat; aber auch die Namen Yamagata, Inouye, Yamadi, Aoki, die beiden Saigo, Mutsu, Oyama, Okubo, Yoshida und Terashima haben unter den Männern, die Japans Umwandlung in ein nach abendländischem Vorbild eingerichtetes Staatswesen herbeiführten, einen vollen Klang.

Zwar die Gefahren innerer Empörungen waren noch keineswegs ganz zerstreut. Am bedrohlichsten war der Aufstand des berühmten Saigo, der dem Kaiser treu ergeben war, aber das Rittertum der Feudalzeit wiederherstellen wollte. Er erlag nach hartnäckigem Kampfe mit seinen treuesten Anhängern, den tapferen Samurais der Provinz Satsuma, im September 1877. Mit seinem Untergange war der letzte Versuch, das alte Japan zu erhalten, für immer vernichtet.

Längst schon hatte die kaiserliche Partei eingesehen, daß eine Abschließung gegen die Fremden Japan auf seinem neuen Wege nur aufhalten, ja den Staat in die schwersten internationalen Konflikte stürzen würde. Überdies konnte man

nur von den Fremden lernen. „Blaue Augen und rotes Haar“ (d. h. die Fremden) waren nie so viel wert als damals. Französische Instrukteure reorganisierten die Armee; ihnen folgten deutsche Militärs und gegenwärtig ist das japanische Heer fast ganz nach deutschem Muster eingerichtet. Engländer gründeten die erste Schule für das Flottenwesen. Deutsche Gelehrte hoben die medizinischen Studien, vor allem die beiden Professoren Bälz und Scriba. Bälz war Professor der Medizin und wurde 1876 nach Tokio berufen. Scriba war ein ausgezeichneter Chirurg und lebte seit 1881 in Japan, wo er, mit Ehren überhäuft, im Jahre 1905 starb; er hat eine große Anzahl japanischer Chirurgen herangebildet. Im Jahre 1907 wurden die Büsten der beiden deutschen Gelehrten, die sich um die Hebung der medizinischen Wissenschaft in Japan so verdient gemacht haben, vor der Universitätsklinik in Tokio aufgestellt.

Alle Verordnungen gegen die „böse Sekte“ der Christen wurden aufgehoben; niemand sollte gehindert werden, christliche Bücher zu lesen oder sich am Gottesdienst in den Fremdenvierteln zu beteiligen. Der christliche Kalender wurde eingeführt und der Sonntag als Ruhetag festgesetzt. Niemand sollte künftig mehr ein Schwert tragen; es sei denn im Hofdienste, in der Armee, Marine oder bei der Polizei. Die Samurais mit ihren zwei gekreuzten Schwertern, die sie im Gürtel trugen, dem nach vorn über den Kopf gebundenen Zopf und dem steifen Oberkleide mit den breiten Schulterflügeln verschwanden aus dem Straßenbilde der japanischen Städte.

Japan ging mit Riesenschritten, mit wahren Siebenmeilenstiefeln auf der Bahn des Fortschrittes weiter. Die Krönung des Gebäudes war die Verfassung, die der Mikado am 11. Februar 1889 seinem Volke gab. Das uralte Japan war in neuer Jugend aufgeblüht. Es hatte nun auch wie Großbritannien seine Magna charta[1]) und stellte sich

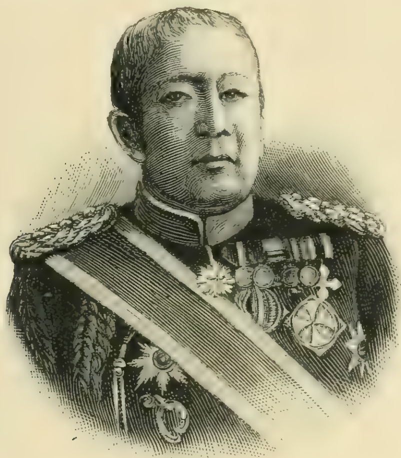
---

[1]) Eigentlich „großer Brief“, die berühmte Urkunde, durch die der englische König Johann ohne Land dem Adel und der hohen Geistlichkeit wichtige Vorrechte und Teilnahme an der Gesetzgebung des Landes einräumte (1215 n. Chr.).

den konstitutionellen Staaten des Abendlandes ebenbürtig an die Seite.

Bald sollte der verjüngte Staat in die Lage kommen, seine Kraft mit mächtigen Feinden zu erproben.

Der Krieg mit China im 27. und 28. Jahre der Ära Meiji (1894 und 1895) lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der Welt auf das moderne Japan und erbrachte den vollgültigen Beweis seiner militärischen Überlegenheit.



Marschall Oyama,
Generalstabschef, Höchstkommandierender der japanischen Landarmee.

Das Streitobjekt war Korea. China hatte zwar im Vertrage von Tientsin (1885) den Japanern die volle Gleichberechtigung auf dieser Halbinsel eingeräumt, als jedoch ein von ihm geschürter Aufstand in Korea ausbrach, nahm es das Recht in Anspruch, Truppen dorthin zu senden, um die Ruhe in diesem Tributstaate herzustellen, verweigerte aber den Japanern jede Einmischung in die Angelegenheiten der Halbinsel.

Dies konnte sich Japan nicht bieten lassen. Die Folge war der Ausbruch des Krieges, in dem die Japaner von Sieg

zu Sieg eilten und besonders durch die Einnahme von Port-Arthur (japanisch Riojun-to = günstige Überfahrt) und durch den glänzenden Seesieg an der Mündung des Yalu ihren Ruhm als erste Militärmacht Ostasiens begründeten.

Der Friede von Shimonoseki (17. April 1895) verschaffte den Japanern außer einer namhaften Kriegsentschädigung auch den Besitz der Insel Formosa und der Inselgruppe der Pescadores. Die Abtretung der Halbinsel Liautung mit Port-Arthur, zu der sich China gleichfalls bereit erklärte, wurde durch die Einsprache Rußlands verhindert, dem sich Frankreich und Deutschland anschlossen.

Es ist fast unmöglich, von der Begeisterung, die nach Beendigung des Krieges mit China alle Schichten des japanischen Volkes durchdrang, auch nur eine schwache Schilderung zu geben. Diese Begeisterung äußerte sich nicht laut und stürmisch wie im Abendlande, aber sie war vielleicht desto tiefer und nachdrücklicher.

Selbst Zahnstocher, die in den reizenden Schächtelchen feilgeboten wurden, trugen, jeder einzeln, in Miniaturschrift irgend ein patriotisches Kriegsgedicht. Alle Spielsachen für die Kinder und Schmuckgegenstände für die Frauen waren mit Darstellungen aus der Geschichte des Krieges geschmückt.

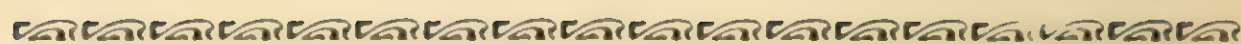
Als der Matsushima-Kan, das einzige japanische Panzerschiff, das am Yalu von zwei chinesischen Panzern angegriffen worden war und siegreich standgehalten hatte, nach Japan zurückgekehrt war, eilte alles, jung und alt, arm und reich, auf das Verdeck dieses Schiffes, um die Spuren des todesmutigen Kampfes zu bewundern.

Und nun kam der Friede mit seinen durch Rußland herbeigeführten bitteren Enttäuschungen. Das japanische Volk hätte am liebsten sogleich wieder zu den Waffen gegriffen. Man tadelte die Feigheit der Regierung, die scheinbar nachgab; aber, was damals dem empörten Volk als unerträgliche Erniedrigung erschien, war doch nur kluge staatsmännische Voraussicht.

Japan hatte keine Schiffe, um im damaligen Stadium den Kampf mit dem russischen Koloß aufzunehmen, schon gar



Shimonoseki.

nicht, wenn Rußland noch an Frankreich und Deutschland Verbündete hatte, wie es zu jener Zeit den Anschein hatte.

So wich die Regierung zurück trotz des Aufschreies der erbitterten Volksseele. Es war das berühmte „Jiujutsu", Nachgeben, um die gesparte Kraft desto sicherer an dem Gegner zu erproben.

So brachte der Friede von Shimonoseki zwar nicht die Erfüllung aller stolzen Hoffnungen des japanischen Volkes, aber er bedeutete doch einen riesigen Fortschritt in der Machtentwicklung des Landes. Worauf in Japan vielleicht am meisten Wert gelegt wurde, das war die Anerkennung der völligen Autonomie und Selbständigkeit Koreas von Seite Chinas. Denn Korea ist der empfindlichste Punkt für die Politik Japans. Dort kann es eine Verletzung seiner Interessensphäre unter gar keinen Umständen dulden. Es würde einen Selbstmord begehen, wollte es zulassen, das irgend eine fremde Macht sich des ihm so nahegelegenen und durch uralte Kultur- und Handelsbeziehungen mit ihm verknüpften Korea bemächtigen oder auch nur ihren Einfluß daselbst geltend machen wollte.

So barg denn die Schwächung Chinas durch Japan bald neue Keime noch viel ernsterer kriegerischer Verwicklungen für das neu erstarkte Inselreich in sich.

Denn als Rußland durch den Vertrag mit China vom 27. März 1898 einen Teil der Halbinsel Liau-tung mit Port-Arthur sowie die Erlaubnis zur Fortführung seiner sibirischen Eisenbahn durch die Mandschurei erhielt, war die Haltung des Zarenreiches in Ostasien, auch Korea gegenüber, für Japan zu einer drohenden Gefahr geworden, die dem japanischen Staat noch viel größere Besorgnisse einflößen mußte als das altersschwache stammverwandte China.

Japan mußte sich wohl oder übel entschließen, in St. Petersburg ernste Vorstellungen zu erheben. Sie führten zu einem diplomatischen Schriftenwechsel, der Rußlands eigentliche Absichten nur schlecht verhüllte. Aber Japan war zum Kampfe bereit; und ohne eigentliche Kriegserklärung begann es mit dem mächtigen Gegner, den alle Welt für unbesiegbar hielt, einen Waffengang, der in seinen fast wunderbaren Erfolgen in den Annalen der Kriegsgeschichte wohl einzig dasteht.

Die Japaner wußten, was für sie auf dem Spiele stand, nicht bloß ihr Ansehen als erste Macht Ostasiens, sondern der ganze Bestand ihrer mühsam errungenen Freiheiten und

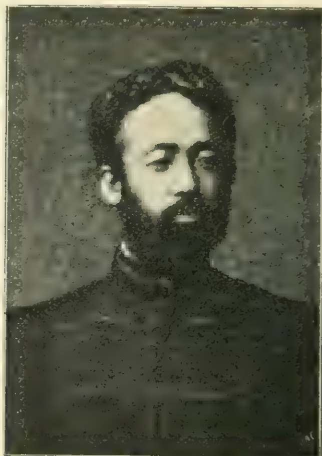


Japanische Volksgruppen vor den Anschlagsbrettern mit Kriegsnachrichten.

Fortschritte. Ihre zu allen Opfern bereite Vaterlandsliebe im Vereine mit der ihnen anerzogenen Bedürfnislosigkeit und Disziplin rissen sie zu Taten staunenswerter soldatischer

Bravour hin. Die Völkerschlacht bei Mukden, in der etwa 800.000 Mann sich gegenüberstanden, die Erstürmung von Port-Arthur und die Vernichtung der russischen Flotte in den Gewässern von Korea sind Ruhmestaten, die niemals der Vergessenheit anheimfallen werden.

Diesmal blieb Port-Arthur im Besitze Japans und Korea geriet vollständig in Abhängigkeit vom japanischen Reiche, so daß es gegenwärtig eigentlich fast nur ein Koloniailand Japans ist.



General Nogi,
der Eroberer Port-Arthurs.

Der Ringkampf um die Vorherrschaft in Ostasien war zu Ungunsten Rußlands entschieden. Wohin Japan noch sein Ehrgeiz und sein Streben nach Machtfülle führen werden, ruht im Schoße der Zukunft.

2. Verfassung und Verwaltung.

Japan ist ein moderner Staat geworden. Die Gewalt des Mikado ist freilich noch immer mit jenem mystischen

göttlichen Nimbus umkleidet, dessen sie in den Augen des Volkes zu allen Zeiten teilhaftig war.

Dies kommt auch in so bezeichnender Weise in dem kaiserlichen Erlaß vom 20. Februar 1889 zum Ausdruck, mittels dessen die Einführung der Konstitution verlautbart wurde. Er lautet:

„Da es die Freude und der Ruhm Unseres Herzens ist, das Gedeihen Unseres Landes und die Wohlfahrt Unserer



Admiral Togo,
der kommandierende Admiral der japanischen Flotte.

Untertanen zu fördern, verkünden Wir hiemit dank der Tugend und göttlichen Macht, die Wir von Unseren kaiserlichen Vorfahren erbten, die gegenwärtige unabänderliche, grundlegende Gesetzgebung zum Segen Unserer gegenwärtigen Untertanen und ihrer Nachkommen."

„Der kaiserliche Gründer Unseres Hauses und Unsere kaiserlichen Vorfahren legten mit der Hilfe und Unterstützung der Vorfahren Unserer Untertanen den Grund zu Unserem Kaiserreich auf einer Basis, die ewig dauern soll. Unseren

kaiserlichen Vorfahren danken Wir es, daß diese herrliche Tat ein Ruhm der Annalen Unseres Landes ist; Wir danken dies auch der Treue und Tapferkeit Unserer Untertanen, ihrer Vaterlandsliebe und ihrem Volksgeist. In Anbetracht dessen, daß Unsere Untertanen die Nachkommen der treuen und guten Untertanen Unserer kaiserlichen Vorfahren sind, zweifeln Wir nicht, daß sie sich von Unseren Absichten leiten lassen und mit all Unseren Bestrebungen übereinstimmen werden. In harmonischem Zusammenwirken werden sie Unsere Hoffnungen teilen, den Ruhm Unseres Landes im In- und Auslande zu befestigen und auf immer den Bestand des Werkes zu sichern, das Unsere kaiserlichen Vorfahren Uns hinterließen."[1])

Das japanische Parlament ist dem preußischen nachgebildet. Es besteht aus dem Herrenhause, das sich aus den Prinzen des kaiserlichen Hauses, aus den Fürsten und Markgrafen, aus je einem Fünftel der übrigen Adelsklassen und aus anderen verdienten Personen, die der Kaiser ernennt, zusammensetzt. Die Gesamtzahl der Mitglieder soll die Zahl 300 nicht übersteigen; ebenso groß ist die Anzahl der Mitglieder des Abgeordnetenhauses, deren Wahl sich auf japanische Staatsbürger beschränkt, die das 25. Lebensjahr bereits überschritten haben und mindestens 15 Yen (30 Mark) direkte Steuern zahlen. Doch sind Richter, Kassen-, Steuer- und Polizeibeamte, sowie Priester und Militärs von der Wahl ausgeschlossen. Sie wird durch Wahlzettel vorgenommen, die jedem Wähler vom Ortsvorsteher eingehändigt werden und worauf er den Namen des Kandidaten, sowie seinen eigenen und seine Adresse aufzuschreiben hat.

Die alte Einteilung des Volkes in die vier Stände, Adelige, Bauern, Handwerker und Kaufleute, wurde aufgehoben und ein neuer Adel gebildet, der unter dem Namen Kazoku (d. i. Blume der Familien) zusammengefaßt wird. Ihm gehören die Fürsten, Marquis, Grafen, Vicomts und Barone an. Bauern, Handwerker und Kaufleute bilden zusammen das gemeine Volk, Hemin. Die Samurai traten

---

[1]) Unser Vaterland Japan, Anhang: Kaiserliche Erlässe, S. 664.

zu einem eigenen Stande zusammen, den man Shizoku (ehrbare Familien) nannte. Wenn die Samurais heutigen Tages auch nur mehr Ehrenrechte vor den Bürgerlichen voraushaben, so ist ihnen die Karriere in allen Zivil- und Militärstellungen doch viel leichter gemacht.

Die gesamte Verwaltung ruht in den Händen des Mikado, der sie durch seine Minister ausübt. Außer dem Ministerpräsidenten, dem Naikaku-Sori-Daijin, gibt es deren neun, nämlich den Minister des Innern, den der auswärtigen Angelegenheiten, den Finanz-, den Kriegs-, den Marine-, den Justiz- und den Unterrichtsminister, ferner den Minister für Landwirtschaft und Handel und den der öffentlichen Arbeiten und des Verkehrs.

Das ganze Land, d. h. das eigentliche Japan ohne Jezo und die übrigen Besitzungen, die als Nebenländer unter eigenen Gouverneuren stehen, ist eingeteilt in 43 Präfekturen, Ken, und in die drei Stadtbezirke, Fu, von Tokio, Kioto und Osaka. Die Organisation der Kreise und Gemeinden erfolgte größtenteils nach deutschem Muster.

Die staatliche Verwaltung funktioniert vortrefflich; freilich ist das japanische Volk sehr lenksam und durch die lange Dauer der Feudalverhältnisse nur allzusehr gewohnt, jeden Impuls von oben zu erwarten. Die japanische Polizei wird von allen fremden Besuchern des Landes wegen ihrer Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gerühmt. Sie rekrutiert sich größtenteils aus verarmten Samurais und ist eigentlich materiell äußerst schlecht gestellt. Denn der Monatsgehalt eines Polizisten in Tokio beträgt 8 bis 15 Yen (ungefähr 16·3 bis 31 Mark). Die Wohnungsmiete in der Hauptstadt macht für zwei Zimmer mit Küche aber monatlich etwa 5 Yen aus. Ein Rikschazieher erhält für einen Kilometer 10 Pfennige und er legt durchschnittlich 40 –52 Kilometer im Tage zurück, verdient sich also bisweilen mehr als ein Polizeimann.

Bettler gibt es in den japanischen Städten beinahe keine, doch liegt die Arbeiterfürsorge noch sehr im Argen, obwohl Japan doch auf dem Wege ist, ein Industriestaat zu werden.

Die Rechtspflege ist von der Verwaltung vollkommen getrennt und lehnt sich an das französische und deutsche Recht

an. Die im Volke so verhaßt gewesene und von der öffentlichen Meinung so bitter bekämpfte Exterritorialität der fremden Konsulate ist abgeschafft. Solange Japan ein Feudalstaat war, hatten seine Rechtszustände eine große Ähnlichkeit mit denen des deutschen Mittelalters und beruhten fast ausschließlich nur auf mündlicher Überlieferung.

Bei der Wichtigkeit des japanischen Ehe- und Familienrechtes sind viele Bestimmungen der alten Zeit in die neuen Rechtsbücher herübergenommen worden, wenngleich das Neue den eingewurzelten Anschauungen des Volkes gewiß nicht entspricht.

Überall, auch auf dem heiligen Boden des Rechtes finden wir ein noch nicht zur Ruhe gekommenes Wogen und Ringen der Meinungen gegeneinander. Stärker als das Rechtsgefühl ist im japanischen Volke die Vaterlandsliebe entwickelt: sie allein birgt die Gefahr in sich, besonders Ausländern gegenüber, die Unparteilichkeit der Rechtsprechung zu trüben. Doch auch diese Gefahr ist im Schwinden begriffen, je mehr sich die neuen Ideen und Einrichtungen ausgestalten und im Volke einleben werden.

Wenn man aber so ganz ermessen will, was Japan in den letzten vier Jahrzehnten für Riesenfortschritte in der totalen Umwandlung seiner inneren Zustände gemacht hat, so darf man nur seine militärischen, sowie seine Industrie- und Handelsverhältnisse ins Auge fassen.

Wir wollen sie mit einem raschen Blicke streifen.

3. Heer und Flotte.

Als Japan den Kampf mit dem ungeheueren China wagte, tat es dies wahrscheinlich im Hinblick auf die europäischen Staaten, besonders England und Frankreich, die wiederholt mit unzulänglichen, ja fast lächerlich kleinen Streitkräften den chinesischen Koloß besiegt und selbst die Hauptstadt Peking eingenommen hatten.

Damals, als Japan den Krieg mit China begann (1894), hatte es bereits in der Reorganisation seines Heeres und in der Ausbildung seiner Kriegsflotte wahrhaft Staunenswertes geleistet.

Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, schreibt anläßlich seines Besuches von Osaka in seinem überaus spannenden Reise-Tagebuch: „Die Kürze der Zeit, in der Japan vermocht hat, sich mit allen einschlägigen europäischen Einrichtungen vertraut zu machen, nimmt geradezu wunder. Das Arsenal ist mit Maschinen modernster Konstruktion ausgerüstet, so daß die Geschützrohre, die in rohem Zustand aus der Gießerei kommen, binnen kürzester Zeit



Generalleutnant Baron Oku.

fertiggestellt werden. In mehreren umfangreichen Hallen wird die Geschoßerzeugung in großem Stile betrieben; selbstverständlich fehlt es auch nicht an den erforderlichen Nebeneinrichtungen, Reparaturwerkstätten, Tischlereien, Wagenbauereien und Sattlereien . . . Das Arsenal übernimmt gegenwärtig auch schon Lieferungen für das Ausland; so wurden gerade jetzt einige Gebirgsgeschütze für die portugiesische Regierung hergestellt.“

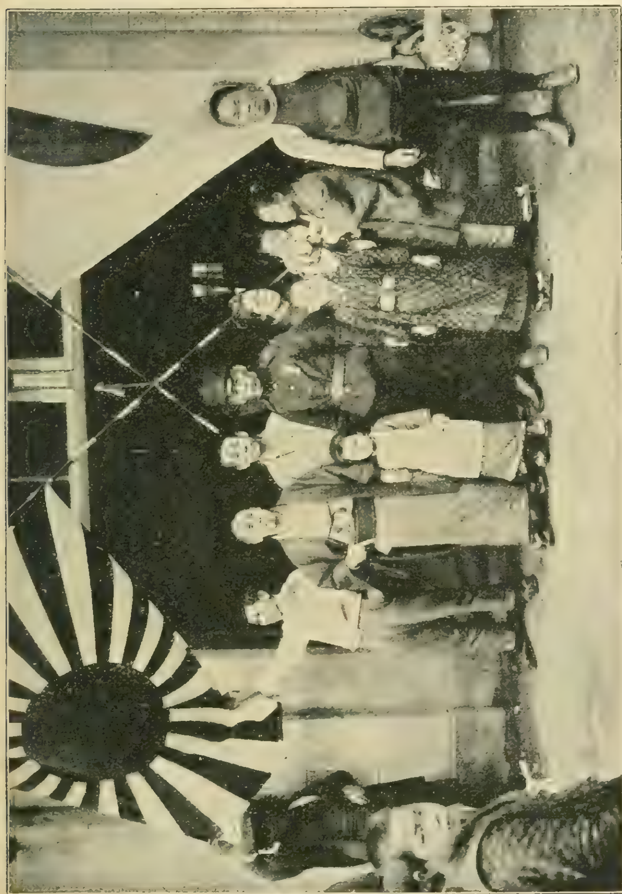
An allen europäischen Höfen waren japanische Offiziere tätig, um das Militärwesen des Abendlandes gründlich zu

studieren und europäische Ingenieure wurden nach Japan berufen, von denen die Japaner alle Zweige der Kriegstechnik kennen lernten und sich alle modernen Erfindungen zu eigen machten. Kaum war dies der Fall, so wurden die Lehrmeister verabschiedet und Japan erzeugte selbst, was es brauchte. Das japanische Hinterladegewehr, System Murato, ist eigentlich das französische Grasgewehr mit einer verhältnismäßig nur unbedeutenden Abänderung. Das Arsenal von Osaka gleicht dem von Woolwich auf ein Haar: Reglement und Exerziervorschriften sind genau dem deutschen Muster nachgebildet, kurz, Japan ist ein moderner Militärstaat geworden.

Vor dreißig Jahren war es noch etwa auf dem Standpunkt wie Europa vor Erfindung des Schießpulvers. Die Samurais steckten in Rüstungen und ihre Knappen waren mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Die Daimios, die Fürsten, saßen auf ihren Burgen und kümmerten sich so wenig um des Kaisers Majestät wie etwa die trotzigen Feudalherren des deutschen Mittelalters.

Und in drei Dezennien, welche Wandlung! Wir haben schon oben erwähnt, daß der japanische Soldat eigentlich ein ganz anderer Mensch werden mußte. Gestern warf er sich vielleicht noch vor dem Samurai auf die Knie und berührte den Boden mit der Stirn; heute war er der Vorgesetzte eben dieses Samurai, der vor ihm in Habtachtstellung stehen und ihm scharf in die Augen blicken mußte. Und dennoch sind in der modernen japanischen Armee die Fälle von Insubordination äußerst selten und die Arrestlokale in den Kasernen fast immer leer. Durch eiserne Willenskraft, ein Ausfluß seines glühenden Patriotismus, bezwingt der Japaner eben alles. Mit Recht sagt Graf Königsmarck, dessen Buch über Japan noch vor dem russisch-japanischen Kriege erschien: „Hiezu kommt eine Disziplin, ein schweigender Gehorsam, der diesem Volke nicht erst anerzogen zu werden braucht, sondern ihm durch mehr als tausendjährige Züchtung angeboren ist. Und dieser Gehorsam ist weit entfernt, der des Phlegmas oder der Indolenz zu sein. Es erscheint zweifellos, daß kaum ein europäischer Soldat so ernstes und lebhaftes Interesse an dem

Gange der taktischen Ereignisse nimmt, wie der in den Grundsätzen der allgemeinen Wehrpflicht erzogene Neu-Japaner."



Zur Armee einberufener japanischer Reservist im Kreise seiner Familie.

Derselbe Schriftsteller meint: „Mit welchen Ehren die japanische Armee aus einem eventuellen Kampfe mit einem europäischen Gegner hervorgehen würde, hängt heute nicht

mehr von deren Truppen, sondern lediglich von deren höheren Führern ab."

Auch diese bewährten sich im russischen Kriege. Der Oberstkommandierende, Marschall Oyama, und sein Generalstabschef Kodama wurden der Moltke und der Roon Japans. Vor dem Kriege mit Rußland betrug die Friedensstärke des Heeres 228.500 Mann; an ihrer Ausbildung wurde auch nach dem Feldzuge unausgesetzt gearbeitet. Auch die Kavallerie, die in Japan bei der wasserreichen und hügeligen Beschaffenheit des Landes und bei der Gewohnheit des Volkes, die Lasten nicht durch Tiere, sondern durch Menschen weiterzubefördern, in früherer Zeit so gut wie gar nicht in Verwendung kam, ist gegenwärtig zu einer ganz respektablen Waffe geworden.

Die Paradeuniform der Truppen ist in neuester Zeit abgeschafft worden; die ganze Armee ist heute mit kakifarbigem Tuch, im Sommer mit ebensolchem Trillich bekleidet; die Waffengattungen werden nur durch die Farben der Kragenaufschläge unterschieden; als Rangabzeichen dienen Sterne. Nur die Offiziere haben ihre verschnürten Parade- und Galauniformen beibehalten.

Die Offiziere sprechen fast durchwegs eine der drei europäischen Hauptsprachen; ihre Tüchtigkeit und ihre gebildeten Umgangsformen werden von allen fremden Militärs gelobt. Für seine Armee ist das Volk zu allen Opfern bereit; es überhäuft sie in Zeiten der Gefahr mit Liebesgaben und Ehrenbezeugungen. Tokio errichtete zum Empfange seiner siegreichen Truppen einen Triumphbogen und auf Port-Arthur erhebt sich ein Obelisk zur Erinnerung an die Heldentaten der Armee.

Aber nicht bloß dem lebenden Soldaten, auch dem leidenden und verwundeten ist die Fürsorge aller Kreise der Bevölkerung zugewendet. Auch Japan besitzt seine Gesellschaft vom Roten Kreuze, deren Organisation nach dem Muster der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft erfolgte und deren eifrigste Förderin die Kaiserin selbst ist.

Im Jahre 1886 trat Japan der Genfer Konvention bei und nahm auch ihr Abzeichen, das rote Kreuz im weißen

Felde, an. So wirkt also selbst im fernsten Osten und unter einer heidnischen Bevölkerung dieses Zeichen des Welterlösers zum Heil und Segen der Menschheit.

Ebenso ungeheuer wie die Fortschritte des Landheeres sind die der japanischen Flotte. Ihre Haltung im russischen Kriege war vielleicht noch ehrenvoller als die der Armee. Japan hat heutzutage mit den im Kriege eroberten Schiffen eine bedeutende Seemacht, an deren Vergrößerung es unausgesetzt arbeitet. Seine Zukunft liegt auf dem Wasser. Dieses Kaiserwort gilt auch von Japan.

Paalzow berichtet in seinem Buche: „Das Kaiserreich Japan": „Nicht weniger als sechs Schiffe nach dem Typus des Dreadnought, des bekannten englischen Panzerkolosses, sind in Bau gegeben. Der offensive Geist der Japaner zeigt sich hierbei darin, daß ihre Schiffe eine geringere Geschwindigkeit, aber eine stärkere Artillerie und eine stärkere Armierung haben als das englische Vorbild."

In welchen Gewässern wird in Zukunftstagen das Banner der japanischen Kriegsflotte, die rote Sonne im weißen Felde, siegreich flattern?

Die Japaner sind sich dessen wohl bewußt, daß sie auf dem Gebiete der militärischen Ausbildung fast alles den Deutschen zu danken haben.

Bei der Gedächtnisfeier, die im August 1906 zu Ehren des verstorbenen preußischen Generals Meckel in der Kriegsakademie in Tokio veranstaltet wurde, sollte Marschall Kodama die Trauerrede halten. Er hatte sie schon ausgearbeitet und einer seiner Freunde verlas sie; denn er selbst war wenige Tage vor der Feier verschieden.

In dieser Rede nun findet sich folgende rührende Stelle: „Während der vier Jahre seines Aufenthaltes in unserer Mitte hat er (Meckel) sich Tag und Nacht unermüdlich bestrebt, die Schüler zum richtigen Ziele zu bringen; durch seine ausgezeichneten Kenntnisse, herzliche Langmut und Geduld hat er es verstanden, das Neueste der taktischen und strategischen Wissenschaft in unsere arm begabten Gehirne hineinzubringen und jeden nach seinen Fähigkeiten das entsprechende Resultat erreichen zu lassen."

Und zum Schlusse der von dem japanischen Marschall ausgearbeiteten Rede heißt es über den plötzlichen Tod des deutschen Generals:

„Es war für uns alle wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel. Wie können wir diesen Verlust ertragen? Wir fühlen uns alle so wehmütig, als ob wir unsern Vater verloren hätten. Wir waren ganz betrübt, wie erschlagen. Nun trennt uns die Ewigkeit für immer. Wir können nicht mehr seine angenehme Stimme hören, nie mehr einen freundlichen Brief von ihm lesen. Doch seine Lehre bleibt in seinen Werken, die künftig die Ratgeber seiner Schüler sein und noch lange bleiben werden. Das ist wenigstens unser Trost."

Als der japanische General Kuroki in der ersten großen Schlacht des letzten Krieges am Yalu die Russen geschlagen hatte, schickte er an Meckel ein Telegramm, in dem er ihm seinen Sieg meldete und hinzufügte, daß die Erfolge der japanischen Waffen vor allem Meckel zu danken seien.

Deutschland kann stolz sein auf den Anteil, den es an Japans ruhmvollem Aufschwung genommen hat.

4. Industrie und Handel.

Denselben kühnen Sprung aus dem Nichts in die buntbewegte Welt moderner Erscheinungsformen wie mit seinem Militärwesen machte Japan auch mit seiner Industrie durch.

Japan war jahrhundertelang ein Agrikulturstaat; es kannte nur eine handwerksmäßig betriebene Hausindustrie, in der es allerdings dank der Geschicklichkeit und Betriebsamkeit seiner Einwohner Außerordentliches leistete. Noch jetzt betreibt der Bauer neben seiner Feldarbeit gewerbliche Tätigkeit: er spinnt in seiner Wohnung Seide und verfertigt feine Flechtarbeiten, die das Entzücken der Fremden erregen. Der japanische Handwerker war ein Künstler und ist es noch heute und seine Arbeiten zeichnen sich durch den Reiz individueller Eigenart, der ihnen anhaftet, aus.

Doch Japan konnte auf diesem Standpunkt handwerksmäßiger Kleinkunst nicht stehenbleiben, wollte es mit den

westeuropäischen Industriestaaten in Konkurrenz treten, seine Rohprodukte verwerten und sich von der Einfuhr abendländischer Erzeugnisse nach und nach emanzipieren.

Es suchte anfangs mit unzulänglichen Hilfsmitteln den europäischen Markt durch schlechtere und billigere Waren zu unterbieten. Maschinen wurden nachgemacht, doch so unvollkommen, daß sie ihrem Zwecke nur in ganz unzulänglicher Weise entsprachen. Die Arbeitskraft war zwar billig — so betrug der Lohn für Frauenarbeit in Spinnereien etwa 25 Pfennig für den Tag — doch ungeübt und unzuverlässig.

Da griff zunächst der Staat ein, indem er Waffen- und Pulverfabriken errichtete, Schiffswerften ins Leben rief, die Maschinen für seine Eisenbahnen herstellte, eine Münze in Osaka und die Staatsdruckerei in Tokio errichtete, in der die Postwertzeichen und das Papiergeld gedruckt wurden. Bald griff die Regierung auch der Privatindustrie unter die Arme, indem sie sich mit einer Reihe von Fabriksunternehmungen belastete, die freilich keinen Gewinn abwarfen und später wieder mit Verlust abgestoßen werden mußten. Zudem war der Geldmarkt wenig leistungsfähig. Japan ist kein reiches Land und die Kriege der letzten Jahre verschlangen ungeheuere Summen.

Doch das sind Kinderkrankheiten, die am Ende auch die europäischen Industriestaaten durchmachen mußten. Japan wird sie überwinden und hat sie zum Teil schon hinter sich.

Der Impuls des Staates weckte und belebte den kaufmännischen Unternehmungsgeist und gegenwärtig ist Japan auf manchen industriellen Gebieten schon sehr weit vorwärtsgeschritten. Im Jahre 1896 betrug die Ausfuhr der Hafenstadt Osaka nur 1·1 Millionen Yen; im Jahre 1905 wuchs sie auf 55·9 Millionen an: sie hat sich also in neun Jahren um mehr als das Fünfzigfache vermehrt.

Ein lehrreiches Beispiel bietet die Fabrikation von Zündhölzchen, die nach schwedischer Art erzeugt werden, und zwar meist noch durch Handbetrieb. In Osaka werden 12.000 Personen, vorwiegend junge Mädchen, damit beschäftigt. Europäische Maschinen konkurrieren mit japanischen Fingern und letztere bleiben siegreich! Die Ausfuhr der Zündhölzchen erreichte im

Jahre 1880 37.000 Yen; heute beträgt sie über 10 Millionen. Nicht bloß ganz Ostasien, sondern auch Indien und Australien werden mit japanischen Streichhölzern versorgt.

Überhaupt ist Japan immer entschiedener auf dem Wege, sich den ostasiatischen Markt für seine Industrieerzeugnisse zu erobern und die westeuropäische und amerikanische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen.

In erster Linie muß hier die japanische Baumwollindustrie genannt werden. Sie ist sehr jungen Datums, wie überhaupt alles Moderne in Japan.

Im Jahre 1886 betrug die Zahl der Spindeln 65.000; zwölf Jahre später war sie bereits auf 123.000 gestiegen und gegenwärtig hat Japan mit seinen ordinären Baumwollstoffen, die hauptsächlich nach China und Korea gehen, die englische Konkurrenz fast ganz totgemacht; der Wert der ausgeführten Garne betrug im Jahre 1905 33 Millionen Yen.

Nichts wurde in Japan vom Volke rascher angenommen als der europäische Regenschirm; aber heute beziehen die Japaner nur mehr die Stahlrippen aus Deutschland. Die Gestelle selbst werden im Lande fertiggemacht und mit billigem Baumwollstoff überzogen, so daß der Preis für einen Schirm nicht viel über eine Krone beträgt. Von diesen allerdings nicht gerade eleganten Schirmen werden jährlich über eine Million ausgeführt.

Überaus groß ist auch der Aufschwung, den die japanische Seidenindustrie genommen hat. Rechnen wir den Wert der Gesamtausfuhr Japans im Jahre 1905 auf 322 Millionen Yen, so entfielen davon 113 Millionen, also nicht weniger als 35 Prozent, auf Seide und Seidenwaren. Die japanische Seidenindustrie blickt auf ein hohes Alter zurück; sie läßt sich bis ins 2. Jahrhundert vor Christus verfolgen und die Gewinnung der Rohseide betrug bereits in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts ungefähr 40 Prozent der Rohproduktion ganz Asiens. Der Stand der japanischen Seidenzucht beeinflußt die europäischen Seidenmärkte auf Grund der regelmäßigen gedruckten Wochenberichte, die von der japanischen Seidenbörse ausgegeben werden. Vor zehn Jahren betrug der Wert der Ausfuhr japanischer Seiden-

waren 34 Millionen Yen; er ist seither von Jahr zu Jahr gestiegen.

Für den Bauer ist die Seidenzucht das gewinnbringendste Geschäft. Die japanische Seide ist nicht so kostbar wie die chinesische, doch wird die Seide, die von dem japanischen Eichenspinner, Yamamai, gewonnen wird, sehr geschätzt und das starkgerippte weiße Gewebe, Habutai genannt, gehört zu den prächtigsten Seidenstoffen, die Japan hervorbringt. Die schweren Seidengewänder des japanischen Adels stammen aus diesem Gewebe. Entzückend sind die Applikationen und Stickereien, mit denen die Japaner ihre Seidenstoffe auszustatten wissen; eine Welt leuchtender Farben und zarter Muster. Die Seidenstickerei steht in Japan auf einer kaum noch zu übertreffenden Höhe der Feinheit und des Geschmacks.

Nur eine Geschicklichkeit, die durch Generationen geübt wurde, gepaart mit dem sorgfältigsten Studium der Natur, vermag jene herrlichen Muster von Bäumen und Chrysanthemen hervorzuzaubern, oder jene perlenden Schaumwellen, die über einen felsigen Berghang stürzen, täuschend nachzuahmen, wie dies an japanischen Seidemustern zu sehen ist. Welche Kraft in der Farbe, welch entzückende Feinheit in der Zeichnung!

Nicht minder groß sind die Fortschritte der japanischen Papierindustrie. Man kennt die mannigfache Verwendung, die das Papier im Orient findet. Das japanische Bastpapier, größtenteils aus den Faserstoffen des Papiermaulbeerbaumes erzeugt, zeichnet sich durch seltene Zähigkeit und Geschmeidigkeit aus; aber zum Schreiben nach unserer Art oder zum Buchdruck eignet es sich wegen seiner Durchsichtigkeit nicht. Der Japaner malt seine Buchstaben mit Pinsel und Tusch. Er erzeugt aus dem Papier Zimmerwände, Fenster, Sonnenschirme, wasserdichte Mäntel bis herab zu den kleinsten und niedlichsten Sächelchen. Selbst ein Stückchen Seife, das wenige Sen oder Rin kostet, wird geschmackvoll in ein reizend bemaltes Stück Papier eingeschlagen und man möchte schon wegen dieser hübschen Enveloppen allen möglichen Tand zusammenkaufen.

Jetzt wird in Japan auch europäisches Druckpapier hergestellt: es wird hauptsächlich für den Druck der Zeitungen verwendet, die gegenwärtig in Japan eine ebensolche Macht sind, wie überall in der Welt und genau soviel Gutes, aber auch soviel Unheil stiften wie anderswo, z. B. bei uns.

Die ältesten japanischen Zeitungen, deren Ursprung sich auf den Beginn des 17. Jahrhunderts zurückführen läßt, hießen „Y o m i u r i“, d. h. „Durch Hausieren verkauft“, und waren vollkommen primitiv mittels Holzblöcken hergestellte Blättchen, die ganz unregelmäßig erschienen.

Doch kehren wir wieder zur Industrie zurück. In der M e t a l l i n d u s t r i e ist Japan wohl noch sehr rückständig: Maschinen werden wenige im Lande gebaut: freilich hat Japan auch europäische Maschinen nachzumachen versucht, vom Zweirad bis zur Lokomotive, doch ist dies Experiment nicht immer geglückt.

Sehr lebhaft ist die Fabrikation gewöhnlicher W a n d- und T a s c h e n u h r e n und die Ausfuhr davon nach China, Indien und anderen Ländern sehr erheblich. Mancher chinesische Kuli trägt schon eine in Japan erzeugte billige Taschenuhr.

Großartig ist der Handel mit feinen M a t t e n und T e p p i c h g e w e b e n, die im Lande erzeugt werden: auch Glaswaren, besonders kleinere, wie Lampenzylinder, Glühlampen, Flaschen, Wasser und Weingläser werden in Japan selbst hergestellt und auch exportiert. Fensterglas und feine Luxusglaswaren müssen noch immer eingeführt werden. Die japanische S e i f e, vor wenigen Jahrzenten noch völlig unbekannt, ist heutzutage ein schwungvoller Handelsartikel geworden. Sie kann sehr billig hergestellt werden, da das Fett aus den massenhaft vorhandenen, außerordentlich wohlfeilen Fischrückständen gewonnen wird. Die Verpackung in Kistchen oder Papierhüllen ist oft entzückend durch den bunten Farbenreiz der geschmackvollen Zeichnungen, mit denen die Enveloppe geschmückt ist.

Doch genug an diesen Beispielen. Wenn erst einmal die Naturkräfte des Landes noch mehr der menschlichen Kultur dienstbar gemacht werden, besonders wenn die Wasserkraft,

die ja in Japan sich auf Schritt und Tritt dem Menschen darbietet, noch reichlicher als dies bisher geschieht, zu den elektrischen Betrieben herangezogen wird, dann werden die Züge, die Japan zum Industriestaat stempeln, noch viel deutlicher und kräftiger hervortreten. Immerhin hat der scharfbeobachtende Reiseschriftsteller Ernst von Hesse-Wartegg recht, wenn er sagt: Japan ist im vollsten Sinne des Wortes ein Industrieland, dessen Wettbewerb nicht nur auf den ostasiatischen Märkten, sondern auch auf dem europäischen Kontinent, in England und Nordamerika schon kräftig gespürt wird.

Mit der Industrie ist der Handel auf das innigste verknüpft. Es ist daher natürlich, daß die Regierung sogleich nach der großen Revolution dem Verkehrswesen ihre besondere Sorgfalt zuwendete.

Schon im Jahre 1872 wurde die erste Eisenbahn zwischen Yokohama und Tokio dem Verkehr übergeben. Sie ist ungefähr so lang, wie die erste in Deutschland gebaute Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth. Im Jahre 1903 besaß Japan bereits 7200 Kilometer Eisenbahnen, darunter 30% im Staatsbetriebe stehende. Im Jahre 1906 faßte die Regierung den schwerwiegenden Entschluß, alle Bahnen zu monopolisieren. In keinem Lande Europas wirft die Eisenbahn einen so hohen Reingewinn ab wie in Japan, denn während beispielsweise der aus dem Eisenbahnbetrieb erzielte Reingewinn im Jahre 1900 in Frankreich 4·2%, in England 3·4%, in Deutschland 6% auswarf, erzielten die japanischen Eisenbahnen einen Reingewinn von über 8%.

Der Japaner reist gern und viel, zuweilen nur um die Natur zu genießen und sich an den Schönheiten seines Landes zu erfreuen. Er bleibt auch auf der Eisenbahn seinen Gewohnheiten getreu, streift beim Betreten des Coupés die Pantoffel von den Füßen und entledigt sich auch wohl der euopäischen Kleidung, um in einen bequemen Reisekimono zu schlüpfen, was er trotz der zeremoniösen Komplimente, mit denen er beim Einsteigen seine Mitreisenden begrüßt hat, mit ziemlicher Ungeniertheit vollzieht. Überhaupt möchte prüden Engländerinnen das Reisen auf japanischen Eisenbahnen

kaum anzuraten sein, jedenfalls nicht die Benutzung der dritten Wagenklasse, in der die Teilwände nur bis zum halben Rücken der Passagiere reichen und eigene Abteilungen für Nichtraucher unbekannt sind, die übrigens auch in den anderen Wagenklassen selten respektiert werden, denn ohne einige Züge aus ihren Miniaturpfeifchen können Japaner und Japanerinnen nicht lang aushalten.

Ein Japaner reist nie ohne ein Bündel, in dem sich seine Reisekleider und sonstigen Siebensachen befinden und das er gewöhnlich in ein buntes Taschentuch eingeschlagen hat; denn für die Zwecke, denen unsere Taschentücher gewidmet sind, bedient sich der Japaner meist feiner Papierchen, die er in den Ärmel seines Kimono schiebt.

Trotzdem die japanischen Eisenbahnen erst so kurze Zeit im Betriebe sind, ist doch bis auf verschiedene Bestandteile der Maschinen alles japanisch. Auch das ganze Personal von den höchsten Beamten bis zum letzten Verschieber oder Laternanzünder rekrutiert sich ausschließlich aus Einheimischen. Die Gepäckscheine tragen Nummer und Bestimmungsort in japanischer Schrift.

Die Stationsgebäude und Wartehallen machen einen ganz europäischen Eindruck; nur fehlen die Restaurationssäle. Der Japaner führt seinen Mundbedarf gewöhnlich bei sich. Auf größeren Stationen werden auch reizende Schachteln aus weißem Holz in der Größe unserer Zigarrenkistchen verkauft, die Papierservietten und Eßstäbchen und auf der einen Seite allerlei gekochte Wurzeln, eingemachte Früchte, kleine, rohe oder gesalzene Fische, auf der andern Seite eine Portion blendend weißen gekochten Reis enthalten. Kleine Jungen verkaufen um drei bis vier Sen reizende Töpfchen mit heißem Teeaufguß und winzige Schälchen dazu. Töpfe und Schälchen häufen sich während einer längeren Fahrt oft in ganz unglaublichen Mengen in den Waggons an.

Die größte Zahl der Eisenbahnen hat natürlich die Hauptinsel Hondo, die strategisch deshalb besonders wichtig sind, weil sie auf lange Strecken sich längs der Küste hinziehen. Aber auch die nördlichste Insel, Hokkaido (Yezo), hat schon ein ziemlich reichverzweigtes Eisenbahnnetz und

auf die koreanischen Bahnen hat der japanische Staat ebenfalls bereits seine Hand gelegt. Ebenso wird Formosa seiner ganzen Länge nach von einer Eisenbahnlinie durchquert.

Nicht minder bedeutend ist der Aufschwung der Schiffahrt, die, wie es bei einem Inselstaate begreiflich ist, schon vor dem Eindringen der europäischen Zivilisation sehr beträchtlich war.

An Stelle der schwerfälligen Dschunken sind größtenteils kleine Segelschiffe und Dampfer getreten. Die größte Dampfschiffahrtsgesellschaft Japans ist die Nippon-Yusen-Kaisha; sie besaß Ende 1903 76 Schiffe mit einem Gehalt von 248.000 Tonnen und verfügte über ein Kapital von fast 50 Millionen Kronen. Die Regierung subventionierte diese Gesellschaft mit jährlichen 11 Millionen Kronen. Sie unterhält einen regelmäßigen Verkehr mit Wladiwostok, Korea, den chinesischen Häfen, den Sandwichinseln, den Philippinen und Bombay. Jetzt fährt ein Dampfer dieser Gesellschaft von Yokohama nach Antwerpen.

Auch das Post- und Telegraphenwesen ist ganz nach europäischem Muster eingerichtet und es ist interessant, was der katholische Missionär Munzinger, der in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts längere Zeit in Japan lebte, darüber schreibt:

„Wir Deutsche sind stolz auf Post und Telegraph; in Japan war ich damit in keiner Weise schlechter bedient und hatte es zudem wohl noch um die Hälfte billiger. In Tokio kam der Postbote an manchen Tagen, z. B. zu Neujahr, wo alle Welt sich zu begrüßen pflegt, wohl zehnmal in mein Haus und selbst im Innern des Landes, sieben Stunden von der nächsten Eisenbahnstation entfernt, erhielt ich zweimal täglich meine Post. Die Beförderung ist eine rasche und selten habe ich einen Briefträger im Schritt gehen sehen, immer ist er in eiligem Laufen begriffen. Ich erledigte aus dem Innern des Landes wochenlang meine Korrespondenz, auch nach dem Ausland, und nie — während meines ganzen japanischen Aufenthaltes — ist mir ein Brief verloren gegangen. Ich schickte einmal zu Neujahr eine Glückwunschkarte an einen Japaner, aber unter ungenauer Adresse. Ende Februar erhielt

ich den Brief zurück, beklebt mit 32 Zettelchen. Die Postverwaltung hatte sich die Mühe genommen, den Brief an 32 Adressen zu schicken."

Im Jahre 1903 wurden von 6856 Postämtern 212 Millionen Briefe und 489 Millionen Postkarten befördert; die Anzahl der Telegramme betrug in diesem Jahre 19 Millionen. Gewiß respektable Summen, die überdies von Jahr zu Jahr ganz erheblich anwachsen!

Man hat oft behauptet, daß Japan gegen seine westeuropäischen Lehrmeister schnöden Undank bewiesen und sie, sobald man ihnen nur alles abgelernt hatte, rücksichtslos wieder weggeschickt habe.

Hören wir darüber eine japanische Stimme, die sich zur Rechtfertigung dieses Verhaltens erhebt. Graf Fusamao Tsugaru schreibt: „Demgegenüber ist zu erwidern, daß keine Regierung der Welt zögern wird, sobald es die Umstände gestatten, die Ausländer durch einheimische Kräfte zu ersetzen. Außerdem ist im Kontrakt die Zeitdauer des Engagements vereinbart, und wenn nach Ablauf dieser Frist kein Bedürfnis mehr vorhanden ist, wird der Kontrakt nicht erneuert und die entlassenen Fremden hätten nach meiner Meinung keine Veranlassung, sich zu beschweren, denn sie erhalten stets je nach ihren Verdiensten entsprechende Orden und Auszeichnungen, ja sogar oft lebenslängliche Pensionen."

5. Japanische Kunst.

Ein zartblühendes Reis am uralten Stamme des japanischen Volkstums ist die Kunst.

Ihre Entfaltung reicht in früheste Zeiten zurück, und wenn auch China wie fast in allen Lebensformen auch in der Kunst Japans Lehrmeister war, so hat dieses doch seinen Mentor auch in diesem Zweige geistiger Tätigkeit weit überflügelt. Man kann daher wohl von einer bodenständigen, durchaus originellen Kunstpflege in Japan sprechen.

Schon das japanische Handwerk war Kunst und ist es zum Teil noch. Nur darf man es freilich nicht in den von Einheimischen und Globetrottern erfüllten Straßen der großen

Städte aufsuchen, denn was dort in den Schauläden an japanischen Kunsterzeugnissen feilgeboten wird, ist meist wohlfeile Fabrikswaare und auch die tausenderlei japanischen Nippes, mit denen der europäische Markt überschwemmt wurde, als Japan in Mode kam, sind größtenteils Dutzendware oder werden sogar in Europa selbst fabriziert.

Aber wenn man stille Straßen aufsucht, wenn man tief ins Land reist, findet man wohl noch Handwerker, die an kleinen Kunstwerken jahrelang arbeiten, wie in den Zeiten der kunstsinnigen Shogune aus der Familie Tokugawa, wo ein Künstler Dezennien auf die Dekoration eines Stichblattes für ein Daimioschwert oder auf die Ausschmückung einer Dolchscheide verwendete.

Da lernt man auch den angeborenen Geschmack und die wunderbare Feinheit kennen und bewundern, die der Japaner selbst in die kleinsten Gegenstände des täglichen Gebrauches zu legen weiß.

„Von welch unendlich feiner Ausführung," sagt Graf Königsmark „der erst Betrachtung durch die Lupe volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, zeugen z. B. die Netsukes, kleine, aus Holz, Knochen oder Elfenbein geschnitzte Knöpfe zum Einhängen von Pfeife, Tabaksbeutel und Schreibzeug in den Gürtel, die in unerschöpflicher Phantasie mikroskopische Figuren von Menschen und Tieren aufweisen."

Überhaupt ist die japanische Kunst nicht groß in der Darstellung des Erhabenen, Grandiosen, zum Staunen Hinreißenden; sie entfaltet vielmehr ihren ganzen Zauber in der Wiedergabe des Zarten, Stimmungsvollen, Lieblichen. Der japanische Künstler will rühren und erfreuen, nicht erschüttern und niederbeugen.

Daher leistet auch die monumentalste aller Künste, die Architektur, in Japan wenig Hervorragendes. Es liegt dies wohl auch in der Natur des Landes und in dem Umstande, daß als Baumaterial fast nur Holz verwendet wird.

Japan kennt keine ägyptischen Pyramiden, keine mexikanischen Götzentempel, keine indischen Pagoden; auch keine gotischen und byzantinischen Dome; und selbst die schönsten Heiligtümer, wie der Grabtempel des Iyeyasu in Nikko

ist keineswegs durch sein Äußeres imponierend, wohl aber erregt er durch die Pracht und Feinheit der inneren Ausschmückung das Entzücken der Reisenden.

Dazu kommt die herrliche Umgebung, die den Zugang zu den meisten japanischen Tempelbauten so feierlich und stimmungsvoll gestaltet. Der Lieblingsheld der Japaner hatte recht, wenn er als letzten Wunsch das Verlangen aussprach, „in den Bergen von Nikko" beigesetzt zu werden.

Und wenn der Italiener sein Neapel rühmt und die Welt immer wieder das bekannte „Vedere Napoli e poi muori" zu hören bekommt; wenn der Spanier etwas Ähnliches von Granada sagt: „Quien no ha visto Granada, no ha visto nada".[1]) so hat auch der Japaner nicht weniger recht zu seinem Sprichworte:

Nikko wo minai utshi wa
Kekko to yu na!

(Hast du Nikko nicht gesehen, darfst du nicht von „prächtig" sprechen!)

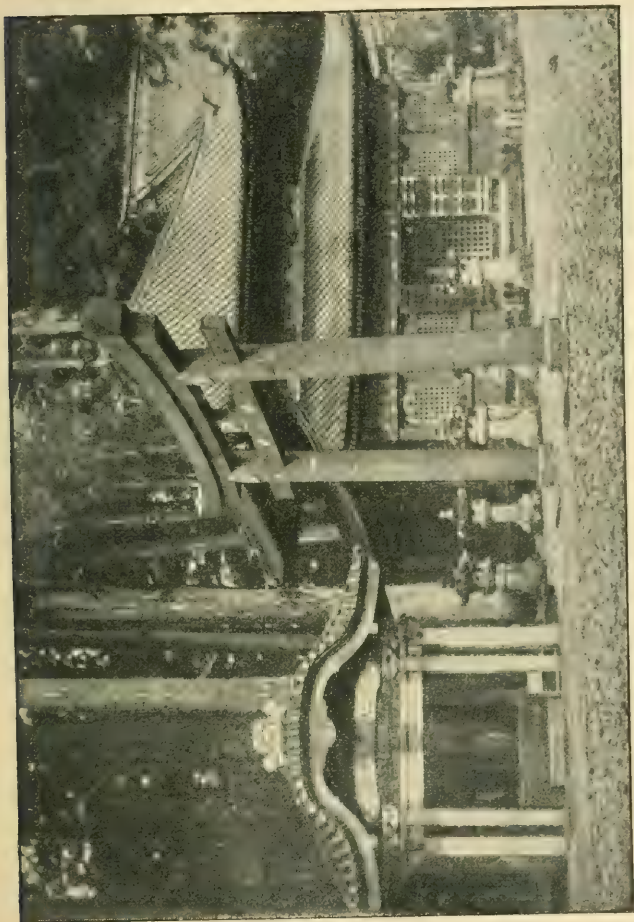
Ein wunderbares Tor, das in weißem Lack mit Goldzierrat prangt und die feinsten Deckenschnitzereien aufweist, führt zu der eigentlichen Grabstätte des japanischen Nationalhelden, einer auf festem Steinsockel ruhenden Bronzeurne, die sich mitten aus dem Grün emporhebt und einen schönen Bergwald zum Hintergrund hat

Gibt uns das Gewirre der Tempel in Nikko vielleicht den besten Begriff von der Eigentümlichkeit der japanischen Baukunst, so werden wir durch den Besuch der Gemäldeausstellung im Park von Uenno in Tokio am leichtesten in das Wesen der japanischen Malerei eingeführt.

Die Malerei ist die japanischeste aller Künste; sie sagt dem farbenfrohen Wesen des Volkes am meisten zu. Was Lebens- und Naturwahrheit anbelangt, wird die japanische Malerei von der keines andern Volkes übertroffen. Der japanische Maler entwickelt eine Feinheit und Zartheit der Pinselführung, eine Leuchtkraft im Kolorit, die bewunderungs-

[1]) Wer nicht Granada gesehen, hat nichts gesehen.

würdig sind. Seine Vorwürfe sind vor allem Landschaften, bei deren Wiedergabe ihm das Festhalten der Stimmung die



Der Nikkotempel bei Tokio.

Hauptsache ist; am häufigsten kehrt das schneegekrönte Haupt des Fujiyama wieder. Unter den Tieren sind Kranich und

Fuchs die beliebtesten Gegenstände der Malerei, aber auch Fische, Eidechsen, Schlangen gelingen den Malern außerordentlich gut.

Unter den neueren Malern ist Suzuki einer der berühmtesten. Von ihm sagt der Reisende Karl Fischer: „Auf seinen Landschaften ruht ein eigener Zauber, eine lyrische Stimmung, etwas Verklärtes, Weltentrücktes, eine Sicherheit und Ungesuchtheit, die einem tiefen Empfinden entspringt, etwas Unvergeßliches, bei dessen Anschauen den Betrachter das Gefühl seligen Glückes überkommt. Solche Landschaften, wenn auch nicht um ihrer selbst willen, hat viele tausend Meilen von Tokio an den Ufern der Seine ein anderer Prinz aus Genieland, Puvis de Chavannes, gemalt."

Die Anfänge der japanischen Malerei wurzelten in der Religion und dienten der Ausschmückung der Tempel. Im Mittelalter blühte die Tosaschule, so genannt nach ihrem Begründer, der Unterstatthalter der Provinz Tosa war. Diese Schule hatte einen ausschließlich aristokratischen Charakter und beschränkte sich auf die Wiedergabe des Lebens der Adeligen.

Die zweite große Schule ist die Kanoschule; ihre Hauptstärke liegt in der sogenannten Schwarz-Weiß-Malerei. Die Ölmalerei fängt erst in neuester Zeit an, sich in Japan einzubürgern, und zwar infolge der veränderten Einrichtung modern gebauter Häuser. Im eigentlichen Heim des Japaners wird nur im Toko, der Nische des Empfangsraumes, das rollbare Hängebild, der Kakemeno, aufgestellt. Eine Überladung seines Wohnraumes, auch mit Kunstgegenständen, liebt der Japaner nicht; er wechselt lieber je nach der Saison und den Umständen die Kakemenos und hängt beispielsweise zu Neujahr eine Tanne, einen Bambusbaum, die Glück bedeuten, im Frühling einen blühenden Kirschzweig, im Sommer einen Wasserfall, im Herbste eine Berglandschaft mit rotem Waldlaub auf.

Auch die mit Papier überzogenen Schiebewände, Fusumas, und die auf zwei Füßen stehenden Setzschirme, Tsuitatos, sind mit reizenden Malereien bedeckt; am liebsten aber werden die mehrteiligen, zusammenlegbaren Wandschirme, Biyobus, mit farbenprächtigen Gemälden geschmückt.

Wir würden uns eines Vergehens schuldig machen, wenn wir in diesem Zusammenhange nicht auch der hochentwickelten



Japanerin beim Koto-Spiel.

japanischen Lackindustrie Erwähnung tun wollten. Darüber sagt Graf Königsmarck: „Die Solidität der japanischen Lack-

waren, ihre Unempfindlichkeit gegen kochende, alkoholische und säurenhältige Flüssigkeiten stehen unerreicht da, ebenso wie die wechselvolle Schönheit ihrer Dekoration. Selbst jahrhundertelanger Gebrauch vermag ihren hohen Glanz nicht abzuschwächen."

Der Lack wird aus dem Safte des Lackbaumes in den Sommermonaten gewonnen; nicht nur hölzerne Gegenstände, sondern auch solche aus Horn, Papier, Metall und Porzellan werden damit überzogen und durch Goldstaub oder Inkrustierung aus Elfenbein und Perlmutter die reizendsten und anmutigsten Schöpfungen hervorgebracht. Der Wert der exportierten Lackwaren betrug im Jahre 1905 an drei Millionen Kronen.

Noch ein Wort über die japanische Keramik. Das elfenbeinerne Steingut der Provinz Satsuma mit seiner Ausschmückung in Gold, Grün und Rot, meistens Blumen und Vögel darstellend, ist das geschätzteste in ganz Ostasien.

Das Porzellan lernten die Japaner von China kennen. Das beste ist das aus Irita in der Provinz Hizen, das nach dem Ausfuhrhafen gewöhnlich Imari-Porzellan genannt wird. Das blendend reine Weiß dieses Porzellans wird mit Figuren und Landschaften in entzückendem Farbenschmelz bemalt.

Die japanische Plastik ist der Malerei nicht ebenbürtig; sie beschränkt sich fast nur auf Erzeugung von Bronzegegenständen und schuf bloß im Dienste des religiösen Kultes größere Werke, so die berühmte Buddhastatue in Kamakura, von der schon die Rede war. Für den weltlichen Gebrauch ist die Plastik Japans größtenteils Kleinkunst, leistet aber in allerlei Vasen und Gefäßen sehr Hübsches. Besonders schön und von entzückender Leuchtkraft sind die Emailarbeiten, die sogenannten Cloisonés.[1]

Sollen wir noch von der japanischen Musik sprechen? Sie klingt den Ohren des Europäers vielleicht ebenso fremd

---

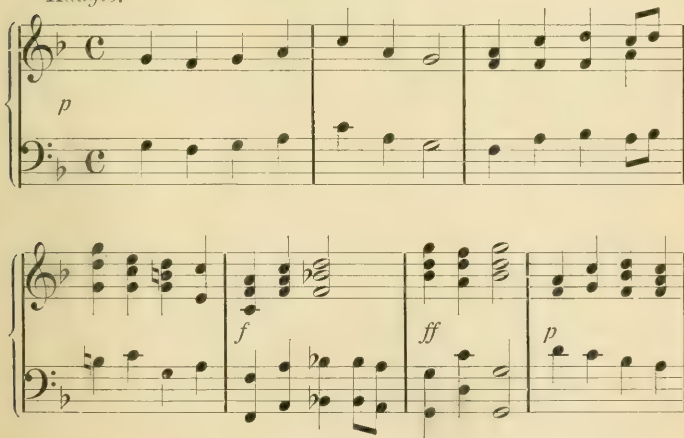
[1] Cloisonés nennt man die Schmelzmalerei in Zellen oder Kapseln, sie geschieht nur auf Metall.

und seltsam, wie ihn so vieles im Lande der aufgehenden Sonne anmutet.

Das am häufigsten verwendete Instrument, in dessen Gebrauch jedes Mädchen unterwiesen wird, ist das Samisen, die dreisaitige Gitarre; seltener und nur in vornehmeren Häusern findet man die alte dreizehnsaitige Zither, Koto, die liegend gespielt wird. Das Biva, eine Mandoline mit vier Saiten, wird gewöhnlich von Blinden oder Veteranen aus der Feudalzeit gespielt; sie dient vornehmlich zur Begleitung der alten Erzählungen aus der Zeit der Daimios und Samurais, etwa wie die Harfe oder Laute in unserem Mittelalter. „Musik in unserem Sinne", sagt Graf Königsmarck, „liebt der Japaner nicht und duldet sie nur als notwendiges Zubehör westlicher Zivilisation, beispielsweise am kaiserlichen Hofe, in der Armee und Marine."

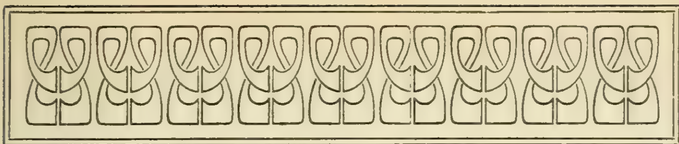
Die japanische Volkshymne ist sehr alt und ihr Entstehen soll in die Zeit Karls des Großen fallen. Sie entbehrt nicht eines ernsten und feierlichen Charakters. Wir setzen den Anfang des Kaiserliedes hieher, wie er in dem Reisewerke von Hesse-Wartegg mitgeteilt ist.

Japanische Hymne.









VI.

Japanische Landschafts- und Städtebilder.

1. Die alten Inseln.

Umrauscht von den stolzen Klängen der japanischen Hymne, die man im Lande sehr häufig und bei den verschiedenen Gelegenheiten, Volksfesten, Schulfeierlichkeiten u. s. w. hören kann, wollen wir nunmehr eine Wanderung durch die Inselwelt des Kaiserreiches antreten. Leider gestattet uns der knappe Raum unserer Darstellung nicht, diese allzu weit auszudehnen und an den einzelnen Stätten dieses an Wundern der Natur so überreichen Landes uns allzu lange aufzuhalten. Wir müssen unsere freundlichen Leser in dieser Hinsicht auf die vielen interessanten Reisewerke über Japan verweisen, oder noch besser, sie einladen, dem „Lande der aufgehenden Sonne" selbst sobald als möglich einen Besuch abzustatten.

Das ist heutigentages, wo die Entfernungen kaum mehr eine Rolle spielen, kein so riskantes Ding, wie zu den Zeiten, in denen Marko Polo uns seine Märlein von dem Zauberlande Zipangu auftischte, und der Portugiese Mendez Pinto als der erste Europäer in Japan landete. Sein außerordentlich langer und konfuser Bericht über seine Reisen in Ostasien enthält so haarsträubende Ungeheuerlichkeiten, daß man seinen Namen Mendez gleichbedeutend mit Mendaz (Lügner) hingestellt hat.

Auch manche Erdballtreter (Globetrotter) der neuen und neuesten Zeit könnten sich mit dem kühnen Portugiesen in diesem Ehrennamen teilen, doch das Licht wissenschaft-

licher Forschung, in der, wie immer, den Deutschen die Palme gebührt, hat jetzt selbst in die entferntesten Winkel Japans hineingeleuchtet und es ist, wie gesagt, nicht mehr so schwierig, sich von den Zuständen des Landes durch eigenen Augenschein zu überzeugen.

Reizend schildert Laskadio Hearn, der begeisterte, aber vielleicht nicht immer ganz unbefangene Verehrer Japans, den ersten Eindruck, den er von diesem Lande empfing[1]:

„Mit der köstlichen Überraschung einer ersten Fahrt durch japanische Straßen — außer stande, sich mit dem Kuruma (Läufer) anders zu verständigen als durch Gebärden, darauf loszulaufen, gleichviel wohin, da alles so unsagbar vergnüglich und neu ist, — hat man zum ersten Mal wirklich die Empfindung, in jenem fernen Osten zu sein, von dem man soviel gelesen, soviel geträumt hat und der, wie unsere Augen bezeugen, uns doch bis jetzt so ganz und gar fremd geblieben ist. Schon in dem ersten vollen Bewußtsein dieser im Grunde ganz alltäglichen Tatsache steckt Romantik, aber für mich verklärt sich dieses Bewußtsein unsagbar durch die göttliche Schönheit des Tages. In der Morgenluft liegt ein unbeschreiblicher Zauber der Kühle, der Kühle eines japanischen Frühlings mit Windwogen von dem Schneegipfel des Fuji, ein Zauber der vielleicht mehr in der weichen Klarheit des Lichtes liegt, als in irgend einem ausgesprochenen Ton, — eine außerordentliche atmosphärische Durchsichtigkeit, mit einer bloßen Andeutung von Blau darin, durch welche die allerentferntesten Gegenstände sich mit frappierender Schärfe abheben. Die Sonne strahlt in linder Wärme; die ‚Jinrikisha' oder ‚Kuruma' ist das denkbar reizendste kleine Wägelchen und die Straßenveduten, die sich über den hin- und hertanzenden, hohen, pilzförmigen Hut meines sandalenbekleideten Läufers hinweg darbieten, haben einen Reiz, gegen den ich mich nie abstumpfen könnte.

„Alles scheint elfenhaft, denn alles und jedes ist klein, wundersam und mysteriös: die kleinen Häuschen unter ihren blauen Dächern, die kleinen, blau ausgeschlagenen Verkaufs-

[1] Lotos: Blicke in das unbekannte Japan, S. 7 f.



Nagasaki.

laden und die lächelnden kleinen Leute in ihren blauen Gewändern. Nur manchmal wird die Illusion durch das zufällige Vorübergehen eines hochgewachsenen Fremden gestört oder durch den Anblick verschiedener Ladenschilder mit Aufschriften in einem absurden Kauderwelsch, das englisch sein soll. Aber diese Mißtöne verstärken nur die entzückende Wirklichkeit; nie vermindern sie den Zauber der kleinen, drolligen Straßen. —

„Man sieht sich plötzlich in eine Welt versetzt, wo alles in einem kleineren und zierlicheren Maßstab ausgeführt ist als bei uns — eine Welt von kleineren und augenscheinlich gütigeren Wesen, die alle dir zulächeln, als wollten sie dir alles Gute wünschen, eine Welt, in der alle Bewegung langsam und weich ist und die Stimmen gedämpft sind, eine Welt, in der Land, Leben und Himmel anders sind, als man es jemals anderswo gesehen, und dies ist sicherlich für Phantasien, die mit europäischer Volkssage genährt wurden, die Verwirklichung des alten Traumes einer Elfenwelt.“

Landen wir also zuerst in Nagasaki und treten von dort unsere weitere Wanderung an.

Nagasaki liegt an einer Bucht, die ebenso tief ins Land eingeschnitten ist wie ein Nordlandsfjord. Aber welch ein Unterschied zwischen dem skandinavischen Fjord mit seinen starrenden Felsen und der lieblichen Natur, die sich hier an den stillen, blauen Wasserspiegel anschmiegt!

Nagasaki war der erste Hafen, der den Europäern eingeräumt wurde; später wurden die Holländer auf das Inselchen Deschima beschränkt, wo sie wie Diebe abgesondert und bewacht, in einer Art Gefangenschaft lebten, sich aber der Handelsvorteile wegen alles gefallen ließen.[1])

Auf einer andern Insel ragt der Fels empor, von dem die Christen, die sich gegen die furchtbaren Verfolgungen empörten, aber besiegt wurden, im Jahre 1637 ins Meer gestürzt wurden.[2]) Es waren ihrer Tausende, die hier den Märtyrertod erlitten.

---

[1]) Vgl. S. 86.
[2]) Vgl. S. 85.

Am Ufer entlang breitet sich die europäische Niederlassung aus; am jenseitigen Ende der alten Stadt mit schnurgeraden, sich rechtwinklig schneidenden Gassen ist die Vorstadt Tshudshendshi, die zu den Höhen hinanführt, auf denen sich die Tempelanlagen ausdehnen. Der schönste dieser Shintotempel ist der O-Suwa-Tempel. Mehrhundertjährige Kampferbäume und riesenhafte, dickstämmige Kryptomerien umgeben den Ort, den der Glaube des Volkes geheiligt hat. Ihr geheimnisvolles Flüstern stimmt zu der Andacht, die auch den Fremden hier unwillkürlich erfaßt.

Schön ist das Bild, das man von dieser Anhöhe genießt. Vor uns liegt der Hafen mit den zahllosen Schiffen; weit hinaus dehnt sich das zarte Blau des Fjords mit den vielen malerischen Inselchen; dazu der Rahmen der schönen Waldberge: es ist ein Anblick, lieblich und genußreich, wie der der meisten japanischen Landschaften.

Obwohl in Nagasaki ein reichbewegtes Handelsleben pulsiert, macht es doch noch nicht den Eindruck europäischer Fabrikstädte mit ihren unaufhörlich qualmenden Schloten, deren Rauchfahnen ebensoviele Trauerflaggen der erstorbenen Poesie und Romantik sind.

In Nagasaki trifft der Sammler noch auf viele Prachtstücke altjapanischer Kunst, auf herrliche Seidenstickereien, Bronzen und Rüstungen und auf wunderhübsche Gegenstände aus Satsuma- und Hizen-Porzellan. Nagasaki ist der Hafen für Altjapan, Jokohama der für das moderne Reich und seine Hauptstadt Tokio.

Beide liegen auf der Hauptinsel Hondo, die der Europäer gewöhnlich mit Nippon bezeichnet.

Kioto war einst die größte Stadt Japans, die Residenz des Kaisers und des Hofadels; gegenwärtig ist es nur ein blasses Abbild seines ehemaligen Ruhmes und hat heute nur noch gegen 300.000 Einwohner. Es zehrt von seiner Geschichte. Denn Industrie und Handel sind in das nahegelegene Osaka übersiedelt und die neue Kaiserstadt Tokio hat als Mittelpunkt des wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens Kioto auch des vornehmen Glanzes beraubt, der einst von hier ausstrahlte.

Doch ruhen auf dieser alten Residenz noch die Schatten

großer Erinnerungen und Erzherzog Franz Ferdinand hat recht, wenn er in seinem Reisewerke sagt: „Was dem Katholiken Rom, dem Russen Moskau, dem Mohammedaner Mekka, dem Buddhisten Kandy, das ist Kioto dem Japaner."

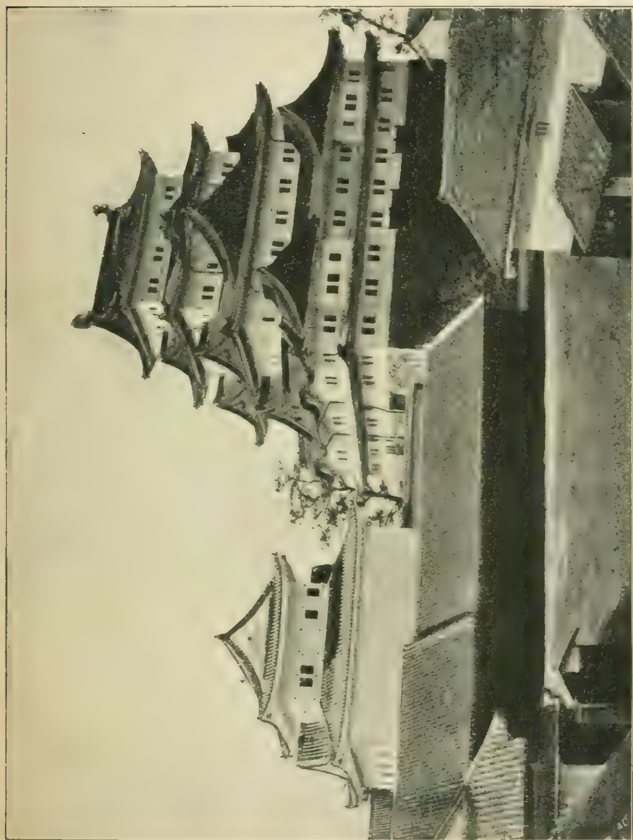
Wenn auch der Glanz der Geschichte verblaßt, die Schönheit der Natur bleibt ewig. Und die Lage Kiotos ist entzückend. Es liegt wie in der Mulde eines ausgebrannten Kraters; nur sind an der Stelle der erstarrten Lava üppige Gärten getreten, die im Vereine mit wohlgepflegten Kulturen die sanft geschwungenen Anhöhen bedecken.

Von einer dieser Höhen gesehen, bietet die Stadt selbst, wie die meisten japanischen Ortschaften, keinen besonders reizvollen Anblick dar. Es fehlen den japanischen Orten die beherrschenden Kirchtürme des Abendlandes oder die schlanken Minarette und malerischen Kuppeln des mohammedanischen Orients. Einförmige, plumpe graue Dächer und ein Gewirr dicht zusammengedrängter Holzhäuschen in meist schnurgeraden Straßenzeilen: das ist das gewöhnliche Bild einer japanischen Stadt aus der Vogelperspektive.

Beinahe ein Jahrtausend lang war Kioto die Hauptstadt des Reiches und an 50 Kaiser residierten in dem alten Palaste, den eine hohe Mauer mit sechs Toren von der Außenwelt abschließt. Die Phantasie knüpft an diesen uralten Herrschersitz die ausschweifendsten Vorstellungen; aber die Fremden, denen die Erlaubnis zum Besuche dieser geträumten Herrlichkeiten zu teil wird, sind meist arg enttäuscht.

Hören wir, was Hesse-Wartegg darüber erzählt: „Welche Schätze, welch erhabene Kunstwerke mochten hier in dem vornehmsten Palaste dieses Landes der Kunst aufgespeichert sein, wie freute ich mich auf die bevorstehende Augenweide! Mein Führer schob eine Papierwand zurück und ließ mich eintreten. Ein weiter, niedriger Raum mit einer etwa kniehohen Estrade an einem Ende. Auf der Estrade erhob sich ein niedriges Zelt aus vergilbter weißer Seide, mit schwarzen Bändern behängt. Sonst war nicht das geringste Möbel zu sehen. Mit leisen Worten teilt mir der Führer mit, dies sei der Thronsaal und das Zelt der Thron des Kaisers. Wieder wurde eine Papierwand beiseite geschoben, ein zweiter papierener Raum, ohne

irgend welche Einrichtung: der Empfangsaal; ein dritter Papierraum ohne Möbel: das Speisezimmer; ein vierter: das Schlafzimmer; nichts als Papierwände, weiche, geflochtene Fußboden-



Altjapanisches Kastell.

matten und sehr schön geschnitzte, reich bemalte Holzdecken."

Hier residierte der Kaiser, der Abkömmling der Sonnengöttin, verehrt wie ein Gott und abgesperrt wie ein Gefangener.

Nicht einmal die Atlasdecken des Zeltes, hinter denen der Sohn des Himmels thronte, durften die Blicke der Sterblichen streifen, denn diese mußten während der ganzen Audienz mit der Stirne den Boden berühren und kamen nie dazu, auch nur den Schatten ihres Fürsten zu sehen.

„Schöner, großartiger, individueller", führt der genannte Reiseschriftsteller fort, „ist der nicht weit vom Kaiserpalast gelegene Palast der Shogune, Nidscho genannt. Die militärische Macht dieser einstigen Vizekönige äußert sich noch heute durch die festen Mauern mit pagodenartigen Ecktürmen, die ihn umgeben. Die Räume sind größer und höher, die Malereien kräftiger und kühner, einzelne in der Tat von besonderer Schönheit. Das Ganze zeigt größeren Reichtum, größere Vornehmheit. Geradezu blendend ist der goldstrotzende Audienzsaal der Shogune und leicht konnte ich mir im Geiste das imposante Bild vergegenwärtigen, als diese nun im Staube liegenden großen Herren die in den prächtigsten Kostümen prangenden Feudalfürsten des Landes empfingen, ein Bild, das in solchem Glanz und solcher Fremdartigkeit wohl nirgend erreicht worden ist."

Es gehört einer Vergangenheit an, die auch für Japan niemals wiederkehren wird. Das Shogunat ist begraben und der Kaiser wohnt in der Uniform eines europäischen Marschalls, umgeben von den Militärattachés aller Kulturstaaten, den Manövern bei, bei denen seine Soldaten mit allen Erfindungen der modernen Militärtechnik ausgerüstet sind, oder er verteilt, begleitet von dem Stabe seiner Minister und Würdenträger, Preise auf Kunst- und landwirtschaftlichen Ausstellungen.

Wer stellt den Zusammenhang zwischen diesem Glanze der Gegenwart und der märchenhaften Romantik der Vergangenheit her? Einzig und allein der patriotische Gemeingeist des japanischen Volkes, vor dem wir folgenden bezeichnenden Zug erzählen wollen, der sich an den Bau des berühmten Higashi-Hangwanshi-Tempel in Kioto knüpft.

Als es sich nämlich herausstellte, daß gewöhnliche Taue zum Hinaufziehen der ungeheueren Dachbalken nicht ausreichten, weissagte ein Priester, daß nur Taue aus Frauenhaaren stark genug sein würden, diese Arbeit zu ermöglichen. Und sogleich opferten Tausende von Frauen ihren rabenschwarzen Haar-

schmuck, aus dem armdicke Taue geflochten wurden, mehr als notwendig waren. Dieser Tempel ist ein Geschenk des Volkes an die Stadt Kioto. Von seiner Pracht gibt wohl die Tatsache einen hinlänglichen Beweis, daß seine Erbauung 8,000.000 Dollar gekostet hat und sieben Jahr in Anspruch nahm. Von der Herrlichkeit seiner inneren Ausschmückung mag man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört,



Die Hauptgeschäftsstraße in Yokohama.

daß die Malerei der Lotusblumen auf den verschiebbaren Wänden hinter dem Hauptaltare allein 10.000 Dollar (über 40.000 Kronen) gekostet hat.

Fast die ganze Arbeit an diesem grandiosen Tempelbau wurde größtenteils aus den Kupfermünzen der Landbevölkerung bestritten.

Noch ist die Romantik des alten Japan nicht ausgestorben, mag auch Kioto nur mehr von seinem einstigen Ruhme träumen.

Sie erfüllt auch noch die Köpfe aller der Tausende, die

sich durch die unaufhörlich mit Menschen erfüllten Straßen der neuen Hauptstadt drängen, der wir nunmehr einen Besuch abstatten wollen.

Tokio war in alter Zeit nicht viel mehr als ein Fischerdorf; es verdankt seinen Glanz und seine Blüte den Shogunen aus der Tokugawa Dynastie, die es zu ihrer Residenz erhoben und ihre Teilfürsten, die Daimios, zwangen, wenigstens einen Teil des Jahres ihre Landschlösser zu verlassen und mit ihren Familien und Gefolgschaften ihren Aufenthalt in Tokio zu nehmen.

So zogen denn in jedem Jahre prunkvolle Züge nach Tokio, voran ein Herold, der, mit dem Fächer winkend, dem Volke zurief: „Shita-ni-Oru!“ (Nieder auf die Knie!)

Damals hieß die Stadt noch Yeddo; ihren Namen Tokio (Ost-Hauptstadt) erhielt sie erst im Jahre 1868, als der jetzige Kaiser sie zu seiner Residenz erwählte. Rasch ist sie eine Millionenstadt geworden, an Ausdehnung und Bevölkerungsziffer Paris ähnlich, aber an Unfertigkeit fast noch an Chikago gemahnend; denn im Inneren der Stadt gibt es noch weite, unbebaute Flächen und die Umwandlung des Stadtbildes aus einer durchaus japanischen Residenz in eine fashionable Weltstadt, gereichte der Schönheit der neuen Kaiserstadt nicht durchweg zum Vorteil.

Tokio setzt sich aus drei verschiedenen Stadtteilen zusammen, aus der kaiserlichen Residenz, dem daran sich anschließenden modernen Viertel und der japanischen Stadt, die sich längs der Flußarme und Kanäle ins Endlose auszudehnen scheint, ein uferloses Meer grauer Holzhäuschen, deren Gleichförmigkeit selten durch größere Plätze oder durch grüne Oasen unterbrochen wird.

Die Gebäude der kaiserlichen Residenz, einstöckig und im japanischen Stil erbaut, werden durch 30 bis 40 Meter hohe, aus Quardern erbaute Mauern und durch breite und tiefe Wassergräben, auf deren melancholischem, von riesigen Pinien beschattetem Spiegel Lotusblumen schwimmen, von der Außenwelt abgeschlossen.

Auf den Lippen jedes Beschauers schwebt die Frage, wie diese gigantischen Mauern von den kleinen japanischen Arbeitern



Im Irisgarten zu Tokio.

ohne Hilfsmittel der modernen Technik aufgeführt werden konnten?

Das Innere des kaiserlichen Schlosses zeugt überall, wo bloß japanische Dekoration in Anwendung kam, von auserlesenstem künstlerischen Geschmack und von einer uns beinahe unfaßlichen Geschicklichkeit, die sich die Japaner in der Bearbeitung des Holzes angeeignet haben.

Graf Königsmarck, der diese Räume besucht hat, schreibt darüber: „Auf dem matten Golde der Plafonds kreuzen sich geschnitzte oder mit Lack überzogene Balken, die wirkungsvolle Füllungen in Holzmosaik umschließen. Vergoldete Bronzeplatten mit Motiven von unbeschreiblicher Eleganz zieren die Schneidepunkte des Gebälks. Der obere Teil der Wände zeigt ein feines Gitterwerk von Lackstäbchen, während die unteren Flächen mit Malereien bedeckt sind, die in kühn und effektvoll hingeworfenen Pinselstrichen Landschaften und Vögel, Drachen und Fische darstellen. Den Fußboden bedecken helle Binsenmatten. In vielen Dekorationsmotiven kehrt an Plafonds und Wänden das kaiserliche Privatwappen, bestehend aus Blättern und Blüten der Paulownia imperialis, wieder."

Mit den prächtigen Bronzen, Email- und Porzellangegenständen, die geschmackvoll in den einzelnen Räumen verteilt sind, kontrastrieren wenig passend verschiedene westeuropäische Möbel in Rokoko- oder neuenglischem Stil, die ziemlich wahllos dort und da aufgestellt sind.

Einem Gürtel gleich umgibt die kaiserliche Residenz das moderne Quartier Tokios, in dem die öffentlichen Gebäude, die fremden Gesandtschaften, die Ministerien, die europäischen Hotels, die Universität, das Gymnasium, das physikalische und technische Institut, die Parlamentsgebäude, größtenteils in europäischem, aber dem nationalen Charakter angepaßtem Stil, untergebracht sind.

Auch dieses Stadtviertel ist von einer mit Bäumen bepflanzten Mauer und von Gartenanlagen umschlossen. Daran reiht sich das japanische Tokio und darüber hinaus das liebliche Landschaftsbild der Umgebung. Denn ringsum breitet sich die fruchtbarste und üppigste Ebene des Landes aus, das Kwanto mit seinen smaragdgrünen Reisfeldern und den

zahllosen malerischen Bauernhäuschen, auf deren Dächern zuweilen ganze Irisbeete prangen, deren violette Blüten im leichten Winde hin und herschwanken. Dazwischen glänzt das helle Grün kleiner Bambushecken und leuchten die hochroten Blätter des Ahorns, während in der Ferne, gegen Westen, die Kette der Berge blaut und das schneebedeckte Haupt des Fujiyama sich in scharfen Silhouetten vom Horizonte abhebt.

In den Straßen von Tokio selbst herrscht vom Morgen bis zum Abend das bunteste und lauteste Leben. Zwar der Japaner ist kein Frühaufsteher; aber für die Fremden stehen schon von sechs Uhr morgens an die zierlichen Kurumas bereit, die von Kulis gezogen werden und deren es in Tokio allein über vierzigtausend gibt; und die Wagenlenker laden mit ihrem freundlichen: „Riksha? Danna? O ide nasai? Jarashaimas no desaka?“ (Wollen Sie eine Riksha, Herr? Wollen Sie nicht fahren? Wollen Sie nicht ehrenwerten Platz nehmen?) zur Benutzung ihrer Wägelchen ein.

Erst nach und nach werden die Amado, die hölzernen Sturmwände, die zur Nachtzeit rings um die Veranden der Häuser aufgestellt werden, mit lautem Rasseln zur Seite geschoben und die Verrichtungen der erwachten Familienmitglieder vollziehen sich nun meist ohne Ausschluß der Öffentlichkeit in den gegen die Straße offenen Wohnräumen.

Reges Leben herrscht besonders auf den Fischmärkten, aber Ein- und Verkauf geschieht in höflichen und freundlichen Formen. Damen der Halle mit ihrer Flut urwüchsiger Schimpfworte, wie sie Wien und Paris kennt, sind in Japan eine Unmöglichkeit. Kaufmann und Kundschaft verbeugen sich ebenso zeremoniös wie die Bekannten, die einander auf der Straße begegnen und vor lauter Höflichkeit fast nicht loskommen können, denn es gilt für unartig, sich zuerst zu entfernen. Seltsam ist bei manchen männlichen Straßenfiguren das Gemisch japanischer und europäischer Kleidung. Der nationale Kimono paßt nicht sehr gut zu dem europäischen Zylinder oder Filzhut und dem baumwollenen Regenschirm, mit dem mancher Spaziergänger ausgestattet ist. Dagegen bleiben Frauen und Mädchen fast ausnahmslos und gewiß sehr zu ihrem Vorteil den malerischen volkstümlichen Trachten

treu: auch die kleinen Musmes, die zur Schule trippeln, tragen ihre Kimonos und Obis, während man die Jungen schon in Beinkleidern und Stiefeln, die Schultasche unter dem Arm, auf dem Schulgang beobachten kann.

Außerordentlich groß ist die Zahl derer, die Waren in den Straßen ausbieten, meist Kuchen und Süßigkeiten, die bei dem naschhaften Volke viel Anwert finden. Zuweilen sucht sich auch ein Blinder mit seinem langen Bambusstabe einen Weg durch die Menge zu bahnen, um mit dem Rufe: „Amma-san!“ (Knet-Herr!), auf sich aufmerksam zu machen; besonders gegen Abend, wo alles ein Bad nimmt und viele sich von diesen Blinden massieren lassen.

Natürlich ist der Lärm und das Menschengewoge in den Straßen, in denen sich die öffentlichen Unterhaltungslokale und die Theater befinden, deren es in jeder Stadt eine größere Anzahl gibt, noch viel lauter und bewegter.

Der Japaner ist ein leidenschaftlicher Theaterbesucher; häufig versammeln sich Familien, die Logen reserviert haben, schon in den Morgenstunden im Theatergebäude und nehmen auch ihre Mahlzeiten dort ein. Die Kosten stellen sich übrigens nicht sehr hoch. Sie betragen für eine Familie von vier Köpfen einschließlich des Preises für Matten- und Kohlenkästchen, Tee, Süßigkeiten, Reis, Fische sowie des Trinkgeldes für die Diener nur etwa 3 Yen 20 Sen, d. i. beiläufig 3½ Mark oder gegen 4 Kronen.

In den japanischen Theatern verlängert sich die Bühne zu beiden Seiten bis zur hintern Wand des Zuschauerraumes und die Schauspieler verkehren auch auf diesen Podien. Früher war es verpönt, Frauenrollen anders als durch Männer darstellen zu lassen. Das ist auf den großen Theatern jetzt anders. Natürlich hat auch das japanische Publikum seine Lieblinge unter den Schauspielern; aber während wir von unseren Tragöden und Komikern die größte Natürlichkeit verlangen, scheint der Geschmack des Japaners gerade das Gegenteil zu fordern. Er will ein grandioses Zerrbild der Wirklichkeit und nicht ihren Abklatsch auf der Bühne bewundern.

Hat ein Schauspieler die Zuschauer, deren größtes Kontingent Frauen und Mädchen bilden, zu besonderer Begeisterung



Japanisches Theater.

hingerissen, so werden ihm Hüte, Schirme, Fächer, Pfeifen und alle möglichen Toilettartikel auf die Bühne zugeworfen und diese Gegenstände dann von ihren Eigentümerinnen in der Garderobe des Künstlers gegen Geld oder andere wertvolle Gegenstände ausgelöst.

Die Kaiserin selbst ist für die Zulassung der Frauen zur Bühne eingetreten, wie sie denn überhaupt außerordentlich viel zur Hebung des geselligen Lebens und zur Förderung der Wissenschaften und Künste, deren strahlender Mittelpunkt Tokio ist, beiträgt. Kaiserin-Frühling sieht man überhaupt häufig in der prächtigen Galakarosse durch die Straßen Tokios fahren. Sie besucht mit Vorliebe Wohltätigkeitsanstalten und Schulen, die sie niemals verläßt, ohne den Damen des Lehrpersonals das übliche Geschenk, eine Rolle schweren japanischen Seidenstoffes, verabreicht zu haben.

Ihrem stillen, echt frauenhaften Walten verdankt die Residenz sehr viel. Nicht minder sind die Hoffnungen der Hauptstadt und des ganzen Landes dem Thronfolger Joshihito zugewendet. Er gilt als aufgeklärt und energisch und beherrscht das Französische vollkommen, während der Kaiser nur japanisch spricht. Unter ihm wird die neue Kaiserstadt und das ganze Reich noch mehr aufblühen, wenn es nur nicht seines nationalen Charakters allzusehr entkleidet würde, denn das hieße den taufrischen Reif einer schönen Frucht abstreifen oder die duftige Blume durch eine künstliche ersetzen.

Spät erst erstirbt das Leben in den Straßen Tokios, erlöschen die buntfarbigen Lampions in den Teehäusern, verstummen die Klänge des Samisen, auf dem die Mädchen ihre Lieder begleiten.

Der Hafen der Reichshauptstadt Tokio, zugleich das große Tor für den Warenverkehr und die Touristik ist Yokohama. Hier lassen alle großen Dampfergesellschaften Europas und Amerikas ihre Schiffe anlaufen und hier ist die bedeutendste Fremdenansiedlung im ganzen Reiche des Mikado.

Als erstes leuchtendes Wahrzeichen erblickt der Fremde, der sich bei klarem Wetter dem Hafen Yokohamas nähert, den wunderbaren Schneekegel des Fujiyama. Wer aber hätte geahnt, daß aus dem elenden Fischerdörfchen mit ein

paar hundert Einwohnern in nicht ganz vierzig Jahren eine Großstadt von über 200.000 Bewohnern und ein Welthafen von einigen Millionen Tonnen und einem Warenverkehr von weit über hundert Millionen Yen werden würde?

Aber in Japan sind, wie wir gesehen haben, solche Wandlungen eben nichts Seltenes. Freilich, echt japanisches Leben darf der Fremde in Yokohama nicht studieren wollen,



Straße im Europäerviertel in Yokohama.

ebensowenig wie in Kobe oder Osaka, das man wegen seiner vielen Fabriken das Birmingham des fernen Ostens genannt hat; dazu eignet sich vielmehr eine Reise ins Innere des Landes, z. B. nach Ikao, westlich von Tokio, das durch seine heißen Schwefelquellen sich den Namen eines Karlsbad des Ostens erworben hat. Die Aussicht von dem allerdings ganz japanisch eingerichten Hotel in Ikao ist wahrhaft entzückend. Es liegt etwa 900 Meter über dem Meere auf einem Bergvorsprung. Hesse-Wartegg schreibt darüber: „Wahre

Schweizerlandschaften entrollten sich vor unseren Augen und nur die Schneeberge fehlten, um die Erinnerung an die Alpenländer vollständig zu machen. Zur Linken zieht eine tiefbewaldete Schlucht die Berge hinab bis in die Ebene und auf dem jenseitigen Plateau gewahrte ich ein prachtvolles japanisches Schloß, ähnlich den Schlössern des Kaiserhauses oder der Shogune in Nikko oder Kioto, umgeben von wunderbaren Gartenanlagen. Aber das moderne Japan hat in den letzten zwei Jahrzehnten Leute mit noch größeren Mitteln geschaffen und das Feenschloß von Ikao gehört dem Präsidenten der größten japanischen Dampfergesellschaft, der Nippon-Yusen-Kaisha."

Der Badeort selbst zieht sich steil den Berg hinab und die Hauptstraße besteht aus einer breiten, einen Kilometer langen Holztreppe, zu deren beiden Seiten die mehrstöckigen hölzernen Häuser sich erheben. Hinter jedem Hause, dessen Räume gegen die Straße ganz offen liegen und uns Einblick in das ungezwungenste Badeleben gestatten, befinden sich die Bassins, in die das dampfende und rauchende, stark eisenhältige Wasser mittels eines Netzes von Bambusröhren geleitet wird.

Die japanischen Kurgäste nehmen oft des Tages mehrere heiße Bäder in kurzen Zwischenräumen, weil sie glauben, die Kur dadurch desto wirkungsvoller zu gestalten, und auch um die Kosten des Badeaufenthaltes zu ermäßigen.

Bei der Vorliebe der Japaner für heiße Bäder besuchen nicht bloß Leidende, sondern auch Gesunde die verschiedenen heißen Mineralquellen des vulkanischen Landes. Freilich vor dem heißen Sprudel des eine Tagereise von Ikao entfernten Bades von Kusatsu haben selbst die so abgehärteten Japaner einigen Respekt. Es gehört aber auch kein geringer Mut dazu, sich den fast siedendheißen Quellen anzuvertrauen, in denen man es kaum länger als drei bis vier Minuten aushalten kann, ohne zu verbrühen.

Es ist daher eine bestimmte Prozedur vorgeschrieben und es ist drollig, sie zu lesen: „Ein Hornsignal ruft bald nach Tagesanbruch so viele Kurgäste, als das Bad fassen kann, zusammen. Jeder Kurgast ist mit einem hölzernen Schöpf-



Ansicht der Stadt Kobe.

löffel bewaffnet und auf Befehl des Bademeisters begießt sich zunächst jeder mit einigen Schöpflöffeln voll Wasser, um Kongestionen vorzubeugen. Wärter passen dabei wachsam auf, denn zuweilen kommen Ohnmachtsanfälle vor. Während des folgenden dreieinhalb bis vier Minuten dauernden Bades singen Bademeister und Kurgäste einen höchst merkwürdigen Chorgesang, um sich gegenseitig Mut zu machen. Nach Ablauf von etwa einer Minute schreit der Bademeister laut: ,Noch zwei Minuten!' Ebenso wird nach Ablauf der zweiten Minute ,Noch eine Minute!' dann ,Noch eine halbe Minute!' gerufen und jedesmal immer freudiger von den Badegästen wiederholt. Endlich ruft der Bademeister ,,Fertig!, worauf alle die brennrot gebrühten Körper über dem Wasser erscheinen und das Bad mit einer Schnelligkeit verlassen, die jeden, der ihrem langsamen, zögernden Eintritt beigewohnt hat, in Erstaunen versetzt."

Da die Badekur in Kusatsu in der Regel 120 Bäder erfordert, die sich auf den kurzen Zeitraum von vier Wochen verteilen, so muß der Kurgast sich täglich mehrere Male dem zweifelhaften Vergnügen eines solchen Bades unterziehen und es gehört gewiß eine außerordentliche Standhaftigkeit dazu, eine solche Kur zu absolvieren.

Doch wir nehmen Abschied von der herrlichen Gebirgsregion Mitteljapans und von der Hauptinsel überhaupt und wollen nur noch dem heiligen Berge der Japaner, dem Fujiyama, dessen chokoladenbraune Flanken und schneeweiße Spitze sich reizend vom hellen Blau des Himmels abheben, einen kurzen Besuch abstatten.

Den Japanern gilt die Besteigung des Fuji als Sühne für ihre Sünden und jährlich strömen zur Sommerszeit Tausende aus allen Teilen des Reiches herbei, um den heiligen Gipfel zu erklimmen, ja es gibt zahlreiche Pilgervereine, deren Mitglieder jährlich einen kleinen Beitrag zahlen, um abwechselnd die Wallfahrt zum Fudschi-See anzutreten.

Der Aufstieg geschieht gewöhnlich von dem paradiesisch gelegenen Gotemba am Fuße des Berges. Er ist sehr beschwerlich und erfolgt von der sechsten Schutzhütte an auf einer ungeheuer hohen Treppe, deren Stufen in die steile,

glatte Lavawand gehauen sind. Um den Krater, der einen Durchmesser von einem Kilometer hat, stehen mehrere aus



Teehaus bei Kobe.

Lavablöcken erbaute Häuschen, in denen Andenken an den heiligen Berg und allerlei Erfrischungen feilgeboten werden. Der Krater, aus dessen Ritzen heißer Dampf pfeifend empor=

schießt, ist meist mit wallenden Nebeln erfüllt, die auch den Gipfel sehr häufig umgeben und ihn von der Ebene aus unsichtbar machen.

Der Abstieg über die Schutthalde vollzieht sich sehr rasch und drei Stunden genügen, um wieder zum Gürtel des Waldes zu gelangen, von wo der Wanderer beim Emporklimmen zehn Stunden bis zum Gipfel gebraucht hatte. Wir rufen dem heiligen Berg, dem Wahrzeichen des japanischen Landes, ein herzliches „Sayonara!“ als Scheidegruß zu.

2. Die Insel Yezo.

Nachdem wir uns auf der Hauptinsel des japanischen Reiches einige Zeit aufgehalten, freilich viel zu kurz, um all den Schönheiten der Natur und den Herrlichkeiten der alten Kunst gerecht zu werden, wollen wir nun auch den anderen Teilen des Kaiserreiches einen flüchtigen Besuch abstatten.

Die Insel Yezo (sprich Jesso), von den Japanern Hokkaido (Nordmeer-Land) genannt,[1] erstreckt sich von der Tsugaru- bis zur Kurilenstraße und umfaßt einen Flächenraum von 77.993 Quadratkilometern. Sie wurde von der japanischen Regierung lange vernachlässigt, bis durch die von staatswegen erfolgte Anlegung von Militärkolonien für die Zivilisation dieser Insel sehr viel geschehen ist.

Jeder Soldat, der sich bereit erklärt, auf zwanzig Jahre als Kolonist nach Hokkaido zu gehen, erhält 150 Quadratmeter Land als freies Eigentum und außerdem ein von der Regierung erbautes Haus sowie eine Kuh und ein Pferd, muß sich aber verpflichten, durch acht Jahre als Milizsoldat und durch zwölf Jahre in der Reserve zu dienen.

Seit dieser Einrichtung begann eine neue Blüte dieser Insel und ihre Produkte, hauptsächlich Holz, Kohle und Konserven, werden nicht nur nach dem Mutterlande, sondern auch nach Korea, China und an die sibirische Küste verschifft.

Nichtsdestoweniger gibt es auf der Insel noch endlose unbebaute, von hohem Prairiegras bestandene Wälder, die

---

[1] Eigentlich Hokushu (Nordland), denn der Name Hokkaido schließt auch die Kurilen ein.

dort, wo es an Mitteln fehlt, das Holz zu verwerten, häufig niedergebrannt werden, um urbares Land zu gewinnen. Trostlos ist der Anblick der riesigen Baumstümpfe, trauriger Überbleibsel einstiger Waldespracht, die aus dem Ackerboden emporragen. Überhaupt entbehrt das landschaftliche Bild Yezos der freundlichen Reize japanischer Landschaften, die so wohlgepflegt und von unzähligen menschlichen Ansiedlungen bedeckt erscheinen.

In Yezo leben noch viele Ainos, die einst die Urbewohner und Herren des ganzen japanischen Reiches waren. Der Japaner verachtet diese Halbwilden mit ihrem üppigen Haarwuchs, die eine aus Baumrinden verfertigte Kleidung und Schuhe aus Fellen tragen, wegen ihrer Unreinlichkeit und ihrer mehr als primitiven Sitten. Er hat gewiß nicht unrecht, aber er hat im Laufe der Zeit auch gar wenig getan, um diese gedrückten, scheu, aber gutmütig dreinschauenden Wesen für eine menschenwürdigere Kultur zu gewinnen.

Die Behausungen der Ainos sind elende kleine Hütten aus Fachwerk mit Binsenbekleidung. Acker- und Gartenbau ist ihnen fremd; sie begnügen sich damit, etwas Hirse, Gerste und Bohnen anzubauen, soviel sie gerade zum Lebensunterhalte brauchen; sonst sind Fische ihre einzige Nahrung. Tran- und Branntweingeruch macht ihre Nähe nicht eben angenehm, aber im Verkehr untereinander und mit Fremden sind sie gastlich und zuvorkommend und in der Beobachtung der merkwürdigsten Zeremonien bei der Begrüßung und beim Abschied noch komischer als die Chinesen.

Sehr eigentümlich ist eine Art Sportspiel, dem sie huldigen und das darin besteht, daß einer den andern mit einem dicken Knüppel auf den entblößten Rücken schlägt. Wer die meisten Schläge aushält, ist der Held des Tages und erntet von allen Seiten Beifall.

Den Tod fürchten die Ainos außerordentlich. Ist ein Sterbender im Hause, so wird ein großes Feuer angezündet, um die bösen Geister zu vertreiben, auch wohl um das Mahl daran zu kochen, das man nach dem Tode des Familienmitgliedes zu sich nimmt. Bei diesem wird vor allem viel getrunken, um den Schmerz zu betäuben. Der Tote wird in

eine Matte eingenäht; man gibt ihm Waffen und Jagdgeräte, Eßwaren und eine Pfeife Tabak mit und beerdigt ihn weit weg vom Dorfe, an irgend einer einsamen Stelle, die man wegen des um das Grab irrenden Geistes des Verstorbenen ängstlich meidet.

Es ist begreiflich, daß der Japaner, der mit seinen Verstorbenen einen solchen Kult treibt, den Aino gerade wegen dieser der seinen so entgegengesetzten Auffassung vom Tode so tief verachtet.

Der Haupthafen Yezos ist Hokodate an der Tsugurastraße, der an Gibraltar erinnern soll; aber der furchtbare Geruch von allerlei Seetieren und Fischen und vor allem von getrocknetem Seetang und Meeralgen, die massenweise nach China verschickt werden, bringt selbst die unempfindlichste europäische Nase zur Verzweiflung.

Die Hauptstadt des Landes, die erst vor wenigen Jahrzehnten gegründet wurde, ist Sapporo, so ziemlich in der geographischen Mitte der Insel gelegen. Sie macht mit ihren breiten, geradlinigen Straßen und den hölzernen Gebäuden, die wegen des rauheren Klimas viel fester gebaut sind als in Japan, im ganzen einen freundlichen Eindruck. Auch eine große Bierbrauerei befindet sich in Sapporo und gewiß hat sowohl die Hauptstadt wie die ganze Insel noch eine große Zukunft, wenn die Urbarmachung großer Bodenstrecken und die Hebung der Viehzucht noch weitere Fortschritte machen werden.

Bei dem Hafen Otaru, der nicht weit von Sapporo ist, erhebt sich eine Felswand, deren rötlich-violettes Gestein mit seltsamen Runen bedeckt ist, Schriftzeichen, die noch niemand zu entziffern vermochte. Von den Ainos können sie nicht herrühren, da diesen die Schrift vollständig unbekannt war. Stammen sie aus einer noch viel älteren Zeit, deren Kenntnis uns verschlossen ist? Wer kann es wissen?

3. Formosa (Taiwan).

Formosa heißt „die Schöne“. So nannten die Portugiesen die Insel, deren Pracht sie auf ihren Fahrten in Ostasien wiederholt geschaut; besessen haben sie sie aber nicht;

auch die Spanier behielten nicht lange ihre Niederlassung auf Formosa. Erst die Holländer, die nur das Gold und der Erwerb lockte, behaupteten sich längere Zeit im Besitze der Westküste. Dann kamen die Chinesen, deren Herrschaft über 200 Jahre währte. Dem energischen Gouverneur Liu-Ming-Chuan gelang es, einen Teil der malaiischen Ureinwohner zu unterwerfen und sie aus Räubern, die im Dickicht ihrer Urwälder wohnten, in gesittete Feldbauern umzuwandeln, die Reis, Tee und Zuckerrohr mit derselben Betriebsamkeit anbauen, wie der eingewanderte Chinese.

Eben dieser Reichtum der Insel an Naturprodukten, vor allem aber die fast noch gar nicht behobenen Schätze an Kohlen, Eisen, Kupfer, Gold und Erdöl und das Bestreben, einen neuen Stützpunkt für ihre Machtentfaltung in den ostasiatischen Gewässern zu gewinnen, lenkte schon lange die Blicke Japans nach dieser Insel.

Im Frieden von Shimonoseki (1895), der den Krieg mit China beendigte, wurde sie von den Chinesen an Japan abgetreten. Damit erlangten die Japaner ein ungemein wichtiges Handels- und Kolonisationsgebiet. Für China war der Verlust Formosas nicht eben eine große Sache, denn die Insel hat 34.000 Quadratkilometer, beträgt also kaum den 300. Teil des ganzen chinesischen Reiches; aber für die Japaner ist der Besitz dieser Insel außerordentlich wichtig, und zwar, abgesehen von den anderen Naturprodukten, an denen Formosa reich ist, vor allem wegen der ausgedehnten Bestände von Kampferbäumen, die sich auf dieser Insel vorfinden.

Da auch auf Kiushu und Shikoku Waldungen von Kampferbäumen vorkommen und die Japaner bereits eigene Kampferraffinerien eingerichtet haben, so kann man wirklich schon von einem Monopol Japans in Bezug auf die Erzeugung dieses für die Medizin unentbehrlichen Produktes sprechen, denn die Versuche, die man mit der Anpflanzung des Kampferbaumes in anderen Erdstrichen, z. B. auf der nordamerikanischen Halbinsel Florida gemacht hat, sind noch nicht sehr vorgeschritten.

Kein Baum in Japan erreicht so ungeheuere Dimensionen wie der Kampferbaum. Bäume von 10 bis 15 Meter Umfang sind nicht selten. Die Japaner unterscheiden zwei Arten von

Kampferbäumen, rote und grüne, nach der Färbung der jungen Blättchen, die erst ausgewachsen die grüne Farbe annehmen. Trotz der noch ziemlich primitiven Art, wie der Japaner den Kampfer aus den Spänen der Baumrinde abdestilliert, wird doch von etwa 100 Kilogramm Kampferholz ein Kilogramm Kampfer gewonnen. Dabei ist der Gewinn ganz enorm.

Im Besitze Formosas werden die Japaner noch einen ungleich höheren Ertrag erzielen, da sie nunmehr mit diesem Artikel auf dem Weltmarkt fast ausschließlich vertreten sind.

Formosa, von den Japanern Taiwan genannt, verdient die Bezeichnung „die Schöne" vollauf. Von einem mächtigen, an die Alpen erinnernden Gebirgszug vulkanischen Charakters, aber ohne tätige Feuerberge, durchzogen, flacht sich das Land gegen Westen in fruchtbarer Ebene ab und prangt in wohlangebauten, von schönen Strömen durchzogenen Tälern, die malerisch gegen die Höhen ansteigen, von denen das im Lichte der tropischen Sonne funkelnde Silber zahlloser Kaskaden in die Täler niederschäumt.

Im Osten dagegen stürzt das wildzerklüftete Gebirge bis zum Meere hinab. Es ist die Heimat der noch ungebändigten Malaien, die sehr häufig in die Niederlassungen der Chinesen einfielen und soundsoviele bezopfte Köpfe als Siegesbeute in ihre versteckten Dörfer mitbrachten. Denn ein abgeschnittener Kopf eröffnete dem jungen Helden den Eintritt in den Rat der Alten und die Gunst des Mädchens, um die er sich bewarb.

Es ist wohl keine Frage, daß die energischen Japaner sich mit etwas mehr Erfolg als die lethargischen Chinesen gegen diese Sitte wehren werden und daß es ihnen im Laufe der Zeit gelingen wird, auch die wilden Gebirgsmalaien ihren zivilisatorischen Bestrebungen gefügig zu machen, was bisher freilich, trotzdem schon anderthalb Dezennien seit ihrer Besitzergreifung des Landes verstrichen sind, noch keineswegs vollständig glückte.

Die Japaner brauchen die Bergdistrikte Formosas mit ihren reichen Schätzen von Kohlen, Eisen, Kupfer und Gold; und wenn auch die bedürfnislosen Malaien, deren Kleidung fast ausschließlich in überreicher Tätowierung ihres ganzen Körpers besteht und deren Nahrung sich auf Wild und Fische

beschränkt, schlechte Abnehmer für die japanischen Industrie-erzeugnisse sind, so wird ihre völlige Verschmelzung mit ihren neuen Herren doch nicht allzulang auf sich warten lassen.

Zwischen den Japanern und den Malaien Formosas besteht eine viel größere Rassenverwandtschaft als zwischen diesen und den bezopften Bewohnern des Reiches der Mitte; ja es existiert unter den Malaien Formosas eine Überlieferung, daß sie Brüder der Japaner seien und daß nur die Chinesen diese ihre Brüder vertrieben hätten.

Jedenfalls hat der japanische Gouverneur Goto recht, wenn er sagt: „Die Zukunft von Taiwan ist in hohem Grade hoffnungsvoll, denn sie gründet sich auf reiche landwirtschaftliche und mineralische Ressourcen. Tee, Reis Zucker, Hanf und Flachs, Indigo, Papier, Seide, Rindvieh und marine Produkte, Kohlen, Schwefel und Petroleum sind alles Gegenstände des Handels von Formosa.“ Der Wert der Ausfuhr betrug im Jahre 1897 31 Millionen Yen und wächst von Jahr zu Jahr.

Die Süd- und Westküste der Insel haben meist nur offene Reeden und sind den furchtbaren Brandungen der Monsunstürme ausgesetzt. Am geschütztesten ist der Nordhafen Kilun (engl. Keelun). Auf seine Vervollkommnung verwenden die Japaner daher die größte Sorgfalt.

Die „schöne“ Insel bildet daher alles in allem einen wertvollen Edelstein im Inseldiadem Japans, das Asiens Ostküste umsäumt.

4. Korea.

(Anhang.)

Die Halbinsel Korea gehört noch nicht zum Besitzstande des japanischen Reiches, doch dürfte dies in nicht allzuferner Zeit der Fall sein. Denn im Frieden von Portsmouth, der den Krieg mit Rußland beendigte, wurde Japan die Schutzherrschaft über Korea eingeräumt, die es seither auch in energischer und umsichtiger Weise handhabt.

Ebendeshalb halten wir es wohl für gerechtfertigt, wenn wir unseren Japan und seinen Bewohnern gewidmeten Schilderungen auch einige Worte über diese Halbinsel, die so lange

von allem Verkehr mit anderen Erdteilen fast gänzlich abgeschlossen war, gewissermaßen als Anhang hinzufügen.

Der Name Korea rührt von der Bezeichnung eines der drei kleinen Reiche her, die in alter Zeit auf der Halbinsel bestanden. Ihr offizieller Name lautet Tscho-sen oder Tschao-sien, was „das Land der Morgenruhe", das dem Sonnenaufgange zunächstliegende Land bedeutet. Korea, das ungefähr so groß ist wie Großbritannien, hat sehr viele Ähnlichkeit mit Japan; es liegt unter der gleichen Breite, ist ebenso gebirgig: hat eine reiche Küstengliederung und ungefähr dasselbe Klima, das zwar im Norden rauher, aber im Süden unter dem Einflusse des Ozeans nicht allzu heiß und der Vegetation überaus günstig ist.

Korea ist reich an den verschiedensten Erzeugnissen. Der Teestrauch, die Korkeiche, der Lackbaum, der Maulbeerbaum und die mannigfachsten Obstgattungen gedeihen hier prächtig; aber es ist alles vernachlässigt und die indolente Bevölkerung zieht wenig Nutzen aus diesem Reichtum des Landes, der noch vermehrt wird durch die Schätze, die das Innere der Berge birgt.

Welch ein Feld für die Rührigkeit und Betriebsamkeit der kleinen gelben Japaner, die sich massenhaft auf der Halbinsel niederlassen und bereits anfangen, sich als Herren aufzuspielen! Das gelingt ihnen um so leichter, als die Koreaner, entnervt durch die jahrhundertelange Abgeschlossenheit der Halbinsel und die elende Verwaltung der bestechlichen Beamtenschaft, an keinen ernstlichen Widerstand denken.

Die Koreaner sind ein Mischvolk wie die Japaner. Die ersten Bewohner scheinen zur See aus Indien gekommen zu sein; noch findet man viele Menschen im Inneren der Halbinsel mit schönem, edlem Wuchs, brauner Haut, fast gerade stehenden Augen und schmaler Nase. Von ihnen sagt der deutsche Reisende Dr. Albrecht Wirth: „Einen künstlerisch entzückenden Zug hat dieser rätselhafte Sohn des Morgenstrahls, die freieste Haltung und den herrlichsten Gang, den man sich denken kann."

Dann überschwemmten die schlitzäugigen Mongolen die Halbinsel und unter der Ming-Dynastie wurde sie von

den Chinesen erobert, doch konnte China den Besitz Koreas, das durch den Yalufluß und ein hohes Gebirge von der Mandschurei geschieden ist, nicht lange behaupten. Es gibt zwei Typen der mongolischen Bevölkerung Koreas, einen gröberen mit scharf ausgesprochener mongolischer Gesichtsbildung und rohem, fremdenfeindlichem Charakter, und einen feineren, zierlicheren, der als geistreich und gastfreundlich gerühmt wird.

Von China empfing Korea seine höhere Kultur und über Korea drang diese dann nach Japan ein. Korea ist die Wiege der japanischen Zivilisation. Aber wie sehr übertrafen die Schüler ihre einstigen Lehrmeister! Während in Korea jede Bildung erstarrte und selbst einst blühende Industriezweige, wie beispielsweise die Porzellanbereitung, völlig verfielen, schüttelte Japan rechtzeitig die Fesseln mongolischer Halbbarbarei ab und trank in vollen Zügen aus dem Kulturborn des Westens.

In Korea blieb alles beim alten und trotz mancher guter Eigenschaften des Volkes, unter die wir das innige Familienleben rechnen müssen, konnte es sich nicht aufraffen aus der Erstarrung, die von der eigennützigen Regierung künstlich aufrecht erhalten wurde. Da die Halbinsel lange Zeit von niemand angegriffen wurde und nur in einer Art nomineller Abhängigkeit von China stand, vernachlässigte man das Landheer und die Flotte und im Kriege mit China besetzten die Japaner spielend die Halbinsel und erbauten auch die Eisenbahn zwischen der Hauptstadt Söul (sprich fast wie Schaul) und der Hafenstadt Fusan, die noch vor dem russischen Kriege fertig wurde.

Jetzt ist auch die Fortsetzung der Bahn von Söul nach Witsu an der nördlichen Landesgrenze, wenigstens provisorisch, ins Leben gerufen. Mit der Vollendung dieses Schienenweges wird eine direkte Verbindung zwischen Paris über Berlin und St. Petersburg bis zur Südspitze der koreanischen Halbinsel hergestellt sein und es bedarf nur der kurzen Seefahrt durch die koreanische Meerenge, um von der Hauptstadt Frankreichs in die Kaiserstadt im Lande der aufgehenden Sonne, nach Tokio, zu gelangen.

Die Koreaner haben wohl unter dem Heer von Staatsbeamten, die das Land aussaugen, auch einen Admiral der rechten Seite, einen Admiral der linken Seite und einen der Mitte, — aber sie haben bis auf einige elende Tschunken, die in den Häfen verfaulen, so gut wie keine Schiffe. Fast die gesamte Schiffahrt liegt in den Händen der Japaner, die den Koreanern jede Eignung für den Seedienst absprechen; wohl nicht mit Recht. Doch liegt es ebensowenig im Interesse Japans, die Seetüchtigkeit der Bewohner zu heben wie das koreanische Landheer zu verbessern, vielmehr haben die Japaner die kleine koreanische Armee nach der Abdankung des Kaisers Yi-Höng im Jahre 1907 einfach aufgelöst und durch eigene Truppen ersetzt.

Die Ursachen, daß Korea trotz des Reichtums seiner Naturerzeugnisse und der keineswegs schlechten Anlagen seiner Bewohner kulturell so sehr zurückblieb und sich so leicht den Fuß eines fremden Herrn auf den Nacken setzen ließ, liegen einerseits in ihrer langen Abgeschlossenheit von allem Weltverkehr, dann aber auch in der unglaublichen Korruption der Verwaltung.

Der Kaiser von Korea genießt göttliche Verehrung. Eine bloße Berührung seiner Person zieht Todesstrafe nach sich. Als einst ein koreanischer Herrscher an einem Geschwür am Rücken erkrankte, durfte kein Arzt ihn berühren und er starb infolge der unterlassenen Operation.

Der Kaiser verläßt fast nie seinen Palast in Söul; oder wenn dies geschieht, so tut er es nur, um die Gräber seiner Vorfahren in der Nähe der Hauptstadt zu besuchen. Das Gefolge beträgt bei einem solchen Anlasse Hunderte von Menschen und der kaiserliche Reisezug hat eine Länge von mehreren Kilometern. Fenster und Türen der Häuser, an denen der Zug vorüber geht, müssen geschlossen werden und die Hausbesitzer vor den Türen knieen mit einem Besen und einer Kehrichtschaufel als Zeichen der Unterwürfigkeit.

Schlimmer als die unnahbare Majestät des Herrschers wird vom Volke der ungeheuere Schwarm der Adeligen empfunden, der alle Beamtenstellen besetzt und alle Vorrechte genießt, während Bürger und Bauern nur dazu da sind,

um von den geldgierigen und stellenhungrigen Edelleuten ausgebeutet zu werden.

Es ist unglaublich, was sich der Adel in Korea herausnehmen darf. An die Person eines Adeligen Hand anzulegen, ist aufs strengste verboten. Auch sein Haus ist unantastbar. Betritt ein Adeliger einen Gasthof oder sonst ein öffentliches Lokal, so muß man ihm den besten Platz einräumen. Ein Mann aus dem Volke darf den Edelmann nicht ansprechen, ja nicht einmal durch Blicke belästigen; er darf in seiner Gegenwart weder sitzen noch rauchen. Begegnet ein bürgerlicher Reiter einen Adeligen, so muß er absitzen und sein Pferd am Zügel führen, sonst erhält er vom Gefolge des Adeligen eine Tracht Prügel.

Alle Ämter sind im Besitze des Adels, aber die Mitglieder dieses Standes sind so zahlreich, daß viele stellenlos sind, doch in Anhoffung irgend eines Ämtchens lieber Hunger leiden als zu einem bürgerlichen Handwerk zu greifen, dessen Ausübung ihnen jede Anwartschaft auf eine Staatsanstellung rauben und ihre Kinder des Adels verlustig machen würde. Erreichen sie endlich das heißersehnte Amt, so suchen sie sich durch die schändlichste Bedrückung des Volkes schadlos zu halten.

Wenn man ferner bedenkt, daß in Korea noch die Sklaverei zu finden ist, die weder in China noch in Japan besteht, und daß die Rechtspflege ebenso parteiisch wie grausam ist, so kann man wohl ermessen, wie schwer unter solchen Verhältnissen eine Befreiung des gedrückten und in Unwissenheit von der Außenwelt erhaltenen Volkes aus sich selbst heraus möglich ist.

Paalzaw[1]) sagt hierüber: „Wenn Korea zu neuer Blüte gelangen, wenn die Volkswohlfahrt wirksam gefördert werden soll, dann muß die Herrschaft des adeligen Beamtentums mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Dann müssen die jetzt gebundenen Kräfte des Volkslebens befreit und entwickelt werden. Hiezu fehlen dem Kaiser von Korea der Wille und die Macht. Aber ein fremder Eroberer, der

---

[1]) Das Kaiserreich Japan, Berlin 1908, S. 229.

dem koreanischen Volke den Fuß auf den Nacken setzt, ist dazu imstande. Die Aufgabe, die den Japanern in Korea gestellt ist, ist groß und schwer. Sie besteht in nichts anderem, als das ganze Staatswesen, das gesamte öffentliche Leben auf neue Grundlagen zu stellen. Den Willen dazu haben die Japaner und so werden sie es in den nächsten Jahren an rücksichtslosem Reformeifer nicht fehlen lassen."

* * *

Und nun nehmen wir Abschied von dem Lande der aufgehenden Sonne.

Es verdient diese Bezeichnung, wie wir schon Eingangs bemerkten, in doppeltem Sinne, nicht nur weil die ersten Strahlen der Sonne seine schönen Küsten treffen, seine blühenden, von Dörfern besäten Triften, seine waldigen Berge, in deren Hainen zahllose Tempelchen verborgen sind, seine volkreichen und betriebsamen Städte, sondern vor allem, weil es im Zeichen der aufstrebenden Macht und des stetig wachsenden Ruhmes steht.

Japan hat von Europa gelernt: aber es hat seine Eigenart nicht preisgegeben, es hat das Fremde mit seinem Volkstum vermischt und ist im Konzerte der großen Weltmächte ein beachtenswerter Faktor geworden, den man nicht mehr bei Seite schieben kann. Schon denkt Japan daran, das Bündnis mit England, das ihm eigentlich wenig Vorteile gebracht und es nur an der vollen Ausnutzung seiner über Rußland errungenen Siege gehindert hat, durch gewinnbringendere Allianzen zu ersetzen; und wenn Asien, die Wiege der menschlichen Kultur, einmal dazu gelangen sollte, sich von Europa unabhängig zu machen, so wird Japan in diesem Riesenkampfe zweifellos die führende Rolle spielen.

Denn die Worte, mit denen der deutsche Militärschriftsteller Graf K ö n i g s m a r c k sein fesselndes Buch über Japan abschließt und mit denen auch wir unsere Schilderungen dieses Landes beenden wollen, haben volle Berechtigung:

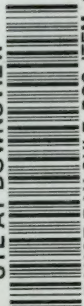
„Hat das sagenumwobene Inselreich im Zeichen des Dampfes und der Elektrizität auch seinen poetischen Nimbus

abgestreift und seine kriegerische Bevölkerung heute die mittelalterliche Rüstung mit der modernen Uniform vertauscht, so leben doch unangetastet durch den Wechsel der Zeiten jene Eigenschaften im japanischen Volke fort, die auf der Basis einer ruhmvollen Vergangenheit eine glorreiche Zukunft prophezeien: todesmutige Tapferkeit, ritterliches Ehrgefühl, Nationalstolz, Vaterlandsliebe und Untertanentreue."

Diese Worte, die vor dem russisch-japanischen Kriege niedergeschrieben wurden, sie haben auch noch heute von ihrer überzeugenden Kraft nichts eingebüßt, sondern eher an Wahrheit gewonnen.




GRAZ
STYRIA


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 12 02 14 001 9